



# Leseprobe

Terry Brooks

## Die Shannara-Chroniken - Elfensteine

Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



---

Seiten: 736

Erscheinungstermin: 15. Februar 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

---

## Inhalte

- [Buch lesen](#)
- [Mehr zum Autor](#)

## Zum Buch

---

### **Der Roman zum Fantasy-Serien-Highlight 2016**

Der Ellcrys, der heilige Baum der Elfen, stirbt. Mit ihm vergeht auch der Bann, der die Dämonen aus der Welt der Sterblichen fernhält, und die ersten dieser Bestien haben die magische Grenze bereits überwunden. Amberle Elesedil, die Tochter des Königs der Elfen, ist die einzige, die einen neuen Ellcrys pflanzen kann. Um das letzte Samenkorn des Ellcrys zum Leben zu erwecken, begibt sie sich auf gefährliche Reise zum Wildewald. Denn die Dämonen wissen von ihrer Aufgabe und sie werden alles tun, um sie aufzuhalten. Zum Glück steht ihr der junge Heiler Wil zur Seite – und mit ihm die Elfensteine von Shannara.

Die Shannara-Chroniken – Elfensteine ist bereits in geteilter Form erschienen unter den Titeln: »Die Elfensteine von Shannara«, »Der Druide von Shannara« und »Die Dämonen von Shannara«.

TERRY BROOKS

Elfensteine

## *Buch*

Einst war Amberle Ellesedil eine Erwählte des Ellcry, des heiligen Baums der Elfen. Doch sie verließ seinen Dienst und wollte nie zurückkehren. Aber der Ellcry stirbt, und mit ihm vergeht auch der Bann, der die Dämonen aus der Welt der Sterblichen fernhält. Amberle ist die Einzige, die einen neuen Ellcry pflanzen kann, denn sie ist die letzte der Erwählten. Widerwillig setzt sie alles daran, das letzte Samenkorn des Ellcry mit Hilfe des Blutfeuers zum Leben zu erwecken. Doch die Dämonen wissen von ihrer Aufgabe, und sie werden alles tun, um sie aufzuhalten. Zum Glück hat ihr Allanon, der weiseste der Druiden, den jungen Heiler Wil zur Seite gestellt – und mit ihm die Elfensteine von Shannara!

## *Autor*

Im Jahr 1977 veränderte sich das Leben des Rechtsanwalts Terry Brooks, geboren 1944 in Illinois, USA, grundlegend: Gleich der erste Roman des begeisterten Tolkien-Fans eroberte die Bestsellerlisten und hielt sich dort monatelang. Doch *Das Schwert der Elfen* war nur der Beginn einer atemberaubenden Karriere.

### *Terry Brooks bei Blanvalet:*

Das Schwert der Elfen  
Elfensteine  
Das Lied der Elfen

Die Erben von Shannara  
1. Heldensuche  
2. Druidengeist  
3. Elfenkönigin  
4. Schattenreiter

Die Reise der Jerle Shannara  
1. Die Elfenhexe  
2. Das Labyrinth der Elfen  
3. Die Offenbarung der Elfen

Die dunkle Gabe von Shannara  
1. Elfenwächter  
2. Blutfeuer  
3. Hexenzorn

Terry Brooks

DIE SHANNARA-CHRONIKEN

# Elfensteine

Roman

Aus dem Englischen  
von Mechthild Sandberg-Ciletti

Vollständig durchgesehen und überarbeitet  
von Andreas Helweg

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Elfstones of Shannara« bei Ballantine Books, New York.

Der vorliegende Roman ist bereits 1982 in geteilter Form im Goldmann Verlag  
und im Blanvalet Verlag erschienen unter den Titeln: »Die Elfensteine von  
Shannara«, »Der Druide von Shannara« und »Die Dämonen von Shannara«

Die vorliegende Print-Ausgabe ist vorab geteilt als E-Book erschienen  
unter den Titeln »Die Shannara-Chroniken – Elfensteine. Teil 1« und  
»Die Shannara-Chroniken – Elfensteine. Teil 2«

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns  
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand  
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2016

Copyright © der Originalausgabe 1982 by Terry Brooks

This translation published by arrangement with Ballantine Books,  
A Division of Random House, Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1982/1983 by

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft

Cover art: © 2015 Viacom International Inc. and Sonar Entertainment  
Distribution, LLC. All Rights Reserved. MTV, The Shannara Chronicles and all  
related titles, logos and characters are trademarks of Viacom International Inc.

HK · Herstellung: sam

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-6104-9

www.blanvalet.de

Die nahe Morgendämmerung erhellte schwach den nächtlichen Himmel, als die Erwählten den Garten des Lebens betraten. Draußen lag in tiefem Schlaf die Elfenstadt Arborlon, deren Bewohner noch die Wärme und Geborgenheit ihrer Betten genossen. Für die Erwählten hatte der Tag jedoch bereits begonnen. Ihre wallenden weißen Gewänder bauschten sich leicht in der sommerlichen Brise, als sie zwischen den Posten der Schwarzen Wache hindurchschritten, die – wie über Jahrhunderte hinweg eine endlose Zahl ihrer Vorgänger – starr und unbewegt vor dem gewölbten schmiedeeisernen Tor mit den kunstvollen Einlegearbeiten in Silber und Elfenbein standen. Die Erwählten eilten zwischen ihnen hindurch, und nur ihre leisen Stimmen und das Knirschen unter ihren mit Sandalen bekleideten Füßen störten die Stille des neuen Tages, als sie in die tiefen Schatten des Föhrenhains traten.

Die Erwählten waren die Hüter des Ellcrys, dieses seltsamen und wunderbaren Baumes, des alles überragenden Mittelpunkts des Gartens. Dieser Baum, so berichtete die Legende, schützte seit grauer Vorzeit das Elfenreich vor bösen Mächten, die schon vor Jahrhunderten das Volk der Elfen beinahe vernichtet hätten und die noch in einer Epoche, die weit vor dem Erwachen der Menschheit lag, von der Erde verbannt worden waren. In den folgenden Jahrhunderten hatten sich stets Erwählte gefunden, die den Ellcrys hegten und pflegten. Sie folgten einer Tradition, die von Elfengeneration zu Elfengeneration weitergereicht worden

war, und die Elfen betrachteten die Aufgabe, die den Erwählten auferlegt war, als hohe Ehre und feierliche Pflicht.

Von Feierlichkeit jedoch war bei der Prozession, die an diesem Morgen durch den Garten zog, kaum etwas zu spüren. Zweihundertdreißig Tage ihres Dienstjahres lagen hinter ihnen, und das jugendliche Feuer in ihren Adern ließ sich nicht länger unterdrücken. Das anfängliche Gefühl tiefer Ehrfurcht vor der hohen Verantwortung, die man ihnen übertragen hatte, war längst verflogen, und die Erwählten, sechs junge Männer, würden nur eine Aufgabe erledigen, die ihnen seit ihrer Erwählung zur vertrauten Gewohnheit geworden war: die Begrüßung des Baums bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Nur Lauren, der jüngste Erwählte dieses Jahres, war still und in sich gekehrt. Er blieb ein paar Schritte hinter den anderen zurück und beteiligte sich nicht an ihrem übermütigen Geplauder. In Gedanken versunken hielt er den Rotschopf gesenkt, und auf seiner Stirn stand eine tiefe Falte der Nachdenklichkeit. Er war so sehr mit seinen Gedanken beschäftigt, dass es ihm sogar entging, als das Geplapper vor ihm verstummte und sich einer der anderen umwandte und zu ihm gesellte. Erst als eine Hand seinen Arm berührte, hob er überrascht den Blick und bemerkte, dass Jase ihn forschend betrachtete.

»Was ist mit dir, Lauren? Fühlst du dich nicht wohl?«, fragte Jase. Er war einige Monate älter als die anderen Erwählten, die ihn deshalb als Führer akzeptierten.

Lauren schüttelte den Kopf, doch die Besorgnis wich nicht ganz aus seinem Gesicht.

»Nein, nein, es geht mir gut.«

»Aber du wirkst bedrückt. Den ganzen Morgen grübelst du schon. Ja, und gestern Abend warst du auch so still und schweigsam.« Jase legte dem jungen Mann die Hand auf die Schulter und drehte ihn herum, so dass Lauren ihm ins Gesicht sehen musste.



»Komm schon, heraus mit der Sprache. Niemand erwartet von dir, dass du am Morgendienst teilnimmst, wenn du dich nicht wohl fühlst.«

Lauren zögerte, dann seufzte er und nickte.

»Also gut, es geht um den Ellcrys. Gestern Abend bei Sonnenuntergang hatte ich den Eindruck, dass Flecken auf seinen Blättern sind. Es sah aus wie Welke.«

»Welke? Im Ernst? Solche Krankheiten befallen den Ellcrys nicht – zumindest hat man uns das erzählt«, erwiderte Jase skeptisch.

»Ich kann mich ja getäuscht haben«, räumte Lauren ein. »Es dämmerte schon. Wahrscheinlich waren es nur Schatten auf den Blättern. Aber je länger ich darüber nachdenke, desto sicherer bin ich, dass es sich wirklich um Welke handelt.«

Von den anderen drang verstörtes Gemurmel herüber, und einer von ihnen machte seiner Sorge Luft.

»Das ist Amberles Schuld. Ich habe von Anfang an gesagt, dass es Unheil bringt, wenn man ein Mädchen erwählt.«

»Es gab auch früher schon erwählte Mädchen, und deswegen ist nie etwas Schlimmes geschehen«, protestierte Lauren. Er hatte Amberle gemocht. Man konnte gut mit ihr reden, obwohl sie die Enkelin von König Eventine Elessedil war.

»Seit fünfhundert Jahren nicht mehr, Lauren«, entgegnete der andere.

»Hört mal, das reicht«, mischte sich Jase ein. »Wir haben vereinbart, kein Wort über Amberle zu verlieren. Das wisst ihr alle.«

Einen Moment lang schwieg er und dachte darüber nach, was Lauren gesagt hatte. Dann zuckte er die Schultern. »Es wäre schlimm, wenn dem Baum etwas passieren würde, schon gar, solange er unserer Pflege anvertraut ist. Aber es ist nun einmal so, nichts auf dieser Welt hält ewig.«

Lauren war entsetzt. »Aber, Jase, wenn die Lebenskraft des

Baumes nachlässt, ist der Bann gebrochen, und die Dämonen, die jetzt in ihm gefangen sind, sind frei!«

»Glaubst du denn wirklich diese alten Märchen, Lauren?«, fragte Jase lachend.

Lauren starrte den Älteren ungläubig an.

»Wie kannst du ein Erwählter sein und sie *nicht* glauben?«

»Ich kann mich nicht entsinnen, dass mich jemand danach gefragt hat, was ich glaube, als ich erwählt wurde. Dich vielleicht, Lauren?«

Lauren schüttelte den Kopf. Denen, die sich um die Ehre bewarben, in den Kreis der Erwählten aufgenommen zu werden, wurden niemals Fragen gestellt. Die jungen Elfen, die im vergangenen Jahr das Erwachsenenalter erreicht hatten, wurden dem Baum ganz einfach vorgestellt. Zu Beginn des neuen Jahres versammelten sie sich im Garten des Lebens, um dann unter seinen ausladenden Ästen durchzuschreiten und von ihm angenommen zu werden. Jene, die der Baum an den Schultern streifte, wurden die neuen Erwählten, die ihm bis zum Ende des Jahres zu dienen hatten.

Lauren konnte sich noch an die glühende Freude und den Stolz erinnern, die er verspürt hatte, als sich ein schlanker Zweig zu ihm hinuntergeneigt und ihn berührt hatte. Im gleichen Moment hatte er seinen Namen vernommen.

Und er dachte auch an die Verwunderung aller Anwesenden, als Amberle gerufen worden war ...

»Das ist doch nur ein Ammenmärchen«, sagte Jase. »Eigentlich soll der Ellcrys den Elfen nur eine Mahnung sein, dass sie genau wie er alle Veränderungen überstehen, die in der Geschichte der Vier Länder stattgefunden haben. Der Baum ist ein Symbol für die Kraft unseres Volkes, Lauren – nichts weiter.«

Er bedeutete ihnen, den Weg durch den Garten fortzusetzen, und wandte sich ab. Lauren verfiel wieder in tiefes Nachdenken. Es machte ihn betroffen, wie beiläufig der ältere Freund die Le-

gende vom Baum abgetan hatte. Allerdings stammte Jase ja auch aus der Stadt, und Lauren hatte beobachtet, dass die Bewohner von Arborlon alten Überlieferungen und Traditionen nicht solche Bedeutung beimaßen wie die Bewohner des kleinen Dorfes im Norden, wo er geboren war. Doch alles, was über den Ellcrys und den Bann der Verfemung berichtet wurde, war nicht einfach eine Legende – es war das Fundament des wahrhaft Elfischen, das bedeutendste Ereignis in der Geschichte seines Volkes.

Vor langer, langer Zeit, noch vor der Geburt der neuen Welt, hatte ein gewaltiger Kampf zwischen den Mächten des Guten und des Bösen getobt, und die Elfen hatten schließlich gesiegt, indem sie den Ellcrys schufen und einen Bann der Verfemung verhängten, der die Dämonen des Bösen in zeitlose Finsternis verbannte. Und solange der Ellcrys seine Kraft bewahrt, solange würde das Böse nicht über das Land herfallen können.

Solange der Ellcrys bei Kräften blieb ...

Voller Zweifel schüttelte er den Kopf. Vielleicht hatte ihm nur seine Fantasie etwas vorgegaukelt, als er gemeint hatte, Flecken auf den Blättern des Baumes zu sehen. Vielleicht hatte ihn das Dämmerlicht genarrt. Und wenn nicht, dann mussten sie eben ein Heilmittel finden. Und es gab immer ein Heilmittel.

Wenige Augenblicke später hatte er zusammen mit den anderen den Baum erreicht. Zögernd blickte er auf, dann stieß er einen Seufzer der Erleichterung aus. Der Ellcrys schien unverändert. In vollendeter Gestalt reckte sich der silberweiße Stamm himmelwärts, und über ihm spannte sich sanft gewölbt ein Netz sich verjüngender Äste und Zweige, deren breite, fünfzackige Blätter blutrot leuchteten. Am Fuß des Baumes wucherte grünes Moos in Rissen und Spalten der glatten Borke und zog sich durch das Silberweiß wie smaragdgrüne Bäche, die einen Berghang hinunterschießen. Keine Wunden entstellten die schönen Linien des Stammes, kein Ast war geknickt oder gebrochen. So

vollendet schön, dachte er. Und wieder begutachtete er aufmerksam den Baum, fand jedoch kein Anzeichen der Krankheit, die er befürchtet hatte.

Die anderen gingen und holten die Geräte, die sie zur Pflege des Baumes und des Gartens brauchten. Als sich auch Lauren aufmachen wollte, hielt Jase ihn zurück.

»Möchtest du heute den Morgengruß sprechen, Lauren?«, fragte er.

Lauren dankte ihm stammelnd vor Überraschung. Eigentlich wäre Jase an der Reihe gewesen; doch er schien die Hoffnung zu hegen, er könne Lauren damit aufmuntern, wenn er ihm diese besondere Aufgabe übertrug.

Lauren trat unter das ausladende Dach der Zweige und legte seine Hände auf den glatten Stamm, während die anderen sich etwas abseits versammelten, um den Morgengruß zu sprechen. Erwartungsvoll blickte er gen Himmel und hielt Ausschau nach dem ersten Sonnenstrahl, der den Baum erleuchten würde.

Doch beinahe in demselben Moment wich er erschrocken zurück. Die Blätter unmittelbar über ihm waren mit dunklen Flecken übersät. Beklommen entdeckte er nun auch an anderen Stellen Flecken, überall im Laub des Baumes. Das war keine Täuschung des trügerischen Spiels von Licht und Schatten. Das war Wirklichkeit.

Hektisch winkte er Jase herbei und zeigte ihm die fleckigen Blätter, während die anderen dazukamen. Sie schwiegen, wie es das Ritual zu dieser morgendlichen Stunde gebot, doch Jase entfuhr ein nur mühsam unterdrückter Aufschrei des Schreckens, als er sah, wie groß der Schaden schon war. Langsam schritten die beiden jungen Männer um den Baum. Überall entdeckten sie jetzt Flecken, manche noch kaum sichtbar, während andere sich bereits so weit ausgedehnt hatten, dass kaum noch etwas vom ehemals leuchtenden Blutrot zu sehen war.

Ganz gleich, wie er zu der Legende stand, die sich um den Baum rankte, Jase war zutiefst erschrocken, und sein Gesicht spiegelte seine Bestürzung wider, als er zurücktrat, um sich flüsternd mit den anderen zu beraten. Lauren wollte sich ebenfalls zu ihnen gesellen, doch Jase schüttelte heftig den Kopf und deutete zum Wipfel des Baumes hinauf. Die ersten Strahlen der Morgendämmerung hatten die obersten Zweige beinahe erreicht.

Lauren kannte seine Pflicht. Ganz gleich, was geschah, die Erwählten mussten dem Ellcrys den Morgengruß entbieten, so, wie das seit der Gründung ihres Ordens Tag um Tag erfolgt war.

Behutsam legte er seine Hände auf die silberne Borke, und die Worte des Morgengrußes formten sich auf seinen Lippen, als ein schlanker Ast des uralten Baumes sich leicht abwärts neigte und seine Schulter berührte.

*»Lauren!«*

Der junge Elf fuhr beim Klang seines Namens heftig zusammen. Doch niemand hatte gesprochen. Der Laut war durch seinen Geist gedrunken, die Stimme kaum mehr gewesen als ein schemenhaftes Bild seines eigenen Gesichts.

Es war der Ellcrys!

Lauren hielt den Atem an, drehte den Kopf und warf einen flüchtigen Blick auf den Zweig, der auf seiner Schulter ruhte. Dann wandte er sich hastig wieder ab. Er war überwältigt. Nur einmal bisher hatte der Baum zu ihm gesprochen – am Tag seiner Erwählung. Auch damals hatte er seinen Namen gesagt; er hatte ihrer aller Namen genannt. Es war das erste und letzte Mal gewesen. Seitdem hatte er nie wieder mit einem von ihnen gesprochen. Außer mit Amberle, doch Amberle gehörte nicht mehr zu ihnen.

Er warf einen Blick auf die anderen. Sie starrten ihn an, neugierig, weil er so plötzlich innegehalten hatte. Der Zweig, der auf seiner Schulter ruhte, glitt abwärts und umschlang ihn locker. Lauren zuckte bei seiner Berührung unwillkürlich zusammen.

*»Lauren! Ruf die Erwählten zu mir!«*

Die Bilder flackerten auf und verschwanden wieder. Zögernd winkte Lauren die anderen zu sich. Sie traten näher und schauten zu den silberglänzenden Blättern empor. Fragen lagen ihnen auf der Zunge. Zweige senkten sich hernieder, umschlangen jeden einzelnen. Der Ellcrys flüsterte leise.

*»Hört mich. Merkt euch, was ich euch sage. Lasst mich nicht im Stich!«*

Ein kalter Schauer befiel sie. Über dem Garten des Lebens lag tiefe, dumpfe Stille, so als wären die Erwählten die einzigen Lebewesen auf der ganzen Welt. In schneller Folge jagten Bilder durch ihre Köpfe, Bilder, die Grauen und Entsetzen übermittelten. Wären die Erwählten dazu in der Lage gewesen, hätten sie sich abgewendet und sich versteckt, bis der Alptraum, der von ihnen Besitz ergriffen hatte, vergangen war. Doch der Baum hielt sie in seinem Bann, und die Bilder ergossen sich über sie, und das Grauen wuchs, bis sie meinten, es nicht länger ertragen zu können.

Dann endlich war es vorüber. Der Ellcrys schwieg, seine Zweige lösten sich von ihren Schultern und spannten sich weit auf, um die Wärme der Morgensonne aufzufangen.

Lauren stand da wie erstarrt, Tränen auf den Wangen. Fassungslos blickten die sechs Erwählten einander an, während die geflüsterte Wahrheit lautlos in ihren Köpfen widerhallte.

Die Legende war keine Legende. Die Legende war Wirklichkeit. Jenseits eines Bannes der Verfemung, den der Ellcrys aufrechterhalten hatte, lauerte in der Tat die Macht des Bösen. Nur der Ellcrys hatte das Elfenvolk vor Unheil und Gefahr bewahrt.

Und jetzt starb er.

Weit im Westen von Arborlon, jenseits des Grimmzackengebirges, regte sich etwas, das schwärzer war als die Dunkelheit des frühen Tages. Es war plötzlich da und zuckte und zitterte wie unter der Wucht von Schlägen, die es zu treffen schienen. Einen Augenblick hielt der schwarze Schleier noch, dann riss er auf, zerfetzt von der Gewalt, die er eingeschlossen hatte. Triumphierendes Kreischen und Heulen gellte aus der undurchdringlichen Schwärze, während Dutzende von klauenbewehrten Gliedmaßen zum Licht drängten und den Riss zu vergrößern suchten. Plötzlich barst die Schwärze in einer gewaltigen Fontäne roten Feuers, und die klauenbewehrten Hände zuckten verbrannt und rußgeschwärzt zurück.

Wutschnaubend kam der Dagda Mor aus der Finsternis. Sein Stab der Macht spie heiße Flammen, als er die Ungeduldigen zur Seite stieß und kühn durch die Öffnung trat. Einen Moment später folgten ihm die dunklen Gestalten des Raffers und des Wandlers. Andere Leiber drängten verzweifelt vorwärts, doch die Ränder des Risses schlossen sich schnell und sperrten die Finsternis und die Wesen, die in ihr lebten, aus. Nur Augenblicke dauerte es, dann war die Öffnung völlig verschwunden, und die drei ungewöhnlichen Gestalten standen allein.

Argwöhnisch blickte der Dagda Mor um sich. Sie standen im Schatten des Grimmzackengebirges. Das Morgenlicht, das schon den Frieden der Erwählten erschüttert hatte, war kaum mehr als ein schwacher Schimmer am östlichen Himmel jenseits der

mächtigen Bergkette. Wie gewaltige spitze Zähne bohrten sich die grimmigen Gipfel in den Himmel und warfen bedrohliche Schatten auf die Trostlosigkeit der Rauhen Platte, die sich vom Fuß der Berge nach Westen ins Leere erstreckte – eine nackte, unfruchtbare Wüstenei, in der Lebensspannen in Minuten und Stunden gemessen wurden. Nichts regte sich dort. Kein Laut durchbrach die Stille des frühen Morgens.

Der Dagda Mor lächelte, und seine krummen Zähne blitzten. Niemand hatte seine Ankunft bemerkt. Nach all den Jahren war er endlich frei, wieder frei unter denen, die ihn einst eingekerkert hatten.

Aus der Ferne hätte man ihn vielleicht für einen von denen halten können. Er hatte durchaus Ähnlichkeit mit einem Menschen, denn er ging aufrecht auf zwei Beinen und seine Arme waren nur um ein Geringes länger als die eines Menschen. Er hielt sich nicht gerade, sondern ging vornübergebeugt und gekrümmt, doch die dunklen Gewänder, die ihn einhüllten, ließen nur schwer erkennen, was die Ursache war. Erst wenn man ihm ganz nahe war, konnte man den großen Buckel sehen, der sich über seinen Schultern wölbte. Oder die dichten Büschel grünlichen Haares, die wie Riedgras aus allen Teilen seines Körpers sprossen. Oder die Schuppen, die seine Unterarme und Beine bedeckten; die Krallen an Händen und Füßen; die Ähnlichkeit seines Gesichts mit der Fratze einer Katze; die glimmenden schwarzen Augen, die so täuschend ruhig wirkten wie zwei Brunnen, in deren Tiefe jedoch das Böse und die Zerstörung lauerten.

Hatte man all diese Merkmale einmal gesehen, so konnte man keinen Zweifel mehr am Wesen des Dagda Mor hegen. Dann war offenbar, dass er kein Mensch war, sondern ein Dämon.

Und der Dämon wurde getrieben von Hass. Er hasste mit einer Inbrunst, die an Wahnsinn grenzte. In den Hunderten Jahren seiner Gefangenschaft in dem schwarzen Kerker hinter der Mauer



des Banns der Verfemung hatte dieser Hass ungehindert wuchern und wachsen können. Und jetzt verzehrte ihn dieser Hass. Er war alles, was ihm geblieben war. Er verlieh ihm seine Macht, und diese Macht würde der Dagda Mor einsetzen, um die Geschöpfe zu vernichten, die ihn in dieses Elend gestürzt hatten. Die Elfen! Alle Elfen! Und selbst das reichte jetzt nicht mehr, seinen Hass zu stillen; nein, das war nicht genug nach den Jahrhunderten der Verbannung aus dieser Welt, die einst ihm gehört hatte, nach den Jahrhunderten im stumpfen, leblosen Nichts nie endender Finsternis und erbärmlichen Stillstands. Nein, die Vernichtung der Elfen würde nicht ausreichen, die Schmach wiedergutzumachen, die ihm angetan worden war. Auch die anderen mussten vernichtet werden. Menschen, Zwerge, Trolle, Gnomen – alle Rassen der verabscheuenswürdigen Menschheit, die auf dieser Welt lebten und sie als ihr Eigentum beanspruchten.

Seine Rache, dachte er, würde kommen. Genauso wie seine Freiheit gekommen war. Er spürte es. Jahrhundertlang hatte er abgewartet, beständig an der Mauer des Banns gelauert, um ihre Stärke zu prüfen, nach schwachen Stellen zu suchen, weil er die ganze Zeit über gewusst hatte, dass sie eines Tages würde nachgeben müssen. Und nun war dieser Tag gekommen. Der Ellcrys war dem Tode nahe. Ach, süße Worte! Am liebsten hätte er sie laut hinausgeschrien! Er war dem Tode nahe und konnte den Bann der Verfemung nicht länger aufrechterhalten.

Der Stab der Macht glühte rot in seinen Händen, als der Hass ihn durchströmte. Die Erde unter der Spitze des Stabes verbrannte zu schwarzer Asche. Mit einer ungeheuren Willensanstrengung beruhigte sich der Dagda Mor, und der Stab kühlte wieder ab.

Eine Zeit lang würde der Bann der Verfemung noch weiterwirken. Der vollständige Verfall würde nicht über Nacht eintreten, sondern sich vielmehr über mehrere Wochen hinziehen. Allein der kleine Riss hatte eine ungeheure Anstrengung verlangt.

Doch der Dagda Mor verfügte über unermessliche Kräfte, über weit größere Kräfte als jene, die noch hinter der Mauer des Banns gefangen saßen. Er war ihr Führer; er herrschte über sie. Einige hatten es gewagt, in den langen Jahren der Verfemung dieser Herrschaft zu trotzen – nur einige wenige. Er hatte sie unterworfen, ein abschreckendes Exempel an ihnen statuiert. Jetzt gehorchten ihm alle bedingungslos. Sie fürchteten ihn. Und sie teilten seinen Hass auf jene, die ihnen diese Erniedrigung ange-tan hatten. Auch sie verzehrten sich vor Hass. Er hatte in ihnen ein rasendes Verlangen nach Rache entfacht, und wenn sie endlich wieder frei waren, würde es lange, lange Zeit dauern, dieses Verlangen zu befriedigen.

Vorläufig aber mussten sie noch warten. Vorläufig mussten sie Geduld üben. Doch es würde nicht mehr lange dauern. Mit jedem Tag würde die Kraft des Bannspruchs nachlassen, so wie die Lebenskraft des Ellcrys täglich mehr schwinden würde. Es gab nur ein Mittel, dies zu verhindern – eine Wiedergeburt.

Der Dagda Mor sann vor sich hin. Die Geschichte des Ellcrys kannte er gut. War er nicht dabei gewesen, als der Baum zum Leben erwacht war, als er ihn – den Dagda Mor – und seine Brüder aus ihrer Welt des Lichts in das Verlies der Finsternis verbannt hatte? Hatte er nicht das Wesen der Zauberkunst gesehen, die sie besiegt hatte – eine Zauberkunst von solcher Macht, dass sie selbst über den Tod hinaus wirksam blieb? Und er wusste auch, dass seine Freiheit ihm auch jetzt noch wieder geraubt werden konnte. Wenn es einem der Erwählten gelang, ein Samenkorn des Ellcrys zum Kraftquell des Baumes zu bringen, dann konnte der Zauberbaum wiedergeboren und der Bann der Verfemung erneuert werden. Dies wusste er, und dieses Wissen war der Grund dafür, dass er den Ausbruchversuch gewagt hatte. Er war keinesfalls sicher gewesen, dass es ihm gelingen würde, die Mauer des Bannspruchs zu durchbrechen. Es war ein gefährliches

Wagnis gewesen, so viel Kraft einzusetzen; im Falle eines Scheiterns wäre es für diejenigen hinter der Mauer, die über beinahe ebenso große Kräfte verfügten wie er, ein Leichtes gewesen, ihn in diesem Zustand der Schwäche zu vernichten. Dennoch hatte er das Risiko eingehen müssen. Die Elfen waren sich der Gefahr, die ihnen drohte, nicht bewusst. Noch wiegten sie sich in Sicherheit. Sie hielten es nicht für möglich, dass einer im finsternen Verlies des Bannes der Verfemung über so gewaltige Kräfte verfügte, um die Mauer zu sprengen. Zu spät würden sie erkennen, dass sie einem Irrtum erlegen waren. Wenn es so weit war, würde er, der Dagda Mor, schon dafür Sorge getragen haben, dass der Ellcrys nicht wiedergeboren und der Bannspruch nicht erneuert werden konnte.

Aus diesem Grund auch hatte er die beiden anderen mitgenommen.

Er blickte sich nach ihnen um. Den Wandler entdeckte er sofort, denn er war in einer ständigen Verwandlung von Farbe und Gestalt begriffen und übte sich darin, die Lebensformen nachzuahmen, die er hier vorfand – am Himmel einen nach Beute spähenden Falken, dann einen Raben; auf dem Boden zunächst ein Murmeltier, dann eine Schlange, ein vielbeiniges Insekt mit einer Schwanzzange, dann wieder etwas anderes. Die Verwandlungen erfolgten in so rascher Folge, dass das Auge sie kaum wahrnehmen konnte. Denn der Wandler vermochte alles und jedes zu sein. In der Finsternis, wo er nur seine Brüder zum Vorbild hatte, war ihm die Entfaltung seiner besonderen Kräfte versagt gewesen. Ja, sie waren praktisch nutzlos gewesen. Hier jedoch, in dieser Welt, waren die Möglichkeiten schier unendlich. Alles konnte er sein, Mensch oder Tier, Fisch oder Vogel, ganz gleich welche Größe, welche Gestalt, welche Farbe, welche Fähigkeiten, er konnte ihre Eigenschaften vollendet nachahmen. Selbst dem Dagda Mor war die wahre Gestalt des Wandlers fremd;

dieses Wesen wurde von einem so ausgeprägten Hang getrieben, die Gestalt anderer Lebensformen anzunehmen, dass es nie das Wesen darstellte, das es in Wirklichkeit war.

Es war eine ungewöhnliche Gabe, und die böse Energie des Wandlers war beinahe so groß wie die des Dagda Mor. Auch in seinen Adern floss Dämonenblut. Er war zutiefst von Selbstsucht und Hass beherrscht, er war falsch und hinterhältig und genoss es, anderen zu schaden. Nie hatte er den Elfen und ihren Verbündeten etwas anderes entgegengebracht als Feindseligkeit, und er verachtete ihre liebevolle Sorge um das Wohl der niedrigeren Lebewesen, die ihre Welt bevölkerten. Dem Wandler bedeuteten niedrigere Lebewesen nichts. Sie waren schwach und leicht verletzbar; sie waren dazu bestimmt, von höheren Wesen – so wie er selbst eines war – für ihre Zwecke benutzt zu werden. Die Elfen waren nicht besser als die Geschöpfe, die sie zu schützen suchten. Sie konnten oder wollten nichts vortäuschen, wie er es ständig tat. Sie waren alle in dem Wesen gefangen, das sie verkörperten; sie konnten nichts anderes sein. Er jedoch konnte jede Gestalt annehmen, welche immer er wollte. Er verachtete sie alle. Der Wandler hatte keine Freunde. Und er wollte keine. Außer einem, dem Dagda Mor, denn der Dagda Mor besaß etwas, was selbst ihm Achtung abverlangte – eine Macht, die größer war als seine eigene. Einzig aus diesem Grund hatte sich der Wandler bereitgefunden, sich ihm zu unterwerfen.

Den Raffer zu finden brauchte der Dagda Mor etwas länger. Er entdeckte ihn schließlich kaum fünf Schritte entfernt. Völlig reglos stand er da, wenig mehr als ein Schatten im blassen Licht des frühen Morgens, ein Stück schwindender Nacht vor dem Grau des öden Flachlands. Von Kopf bis Fuß in eine Robe von der Farbe feuchter Asche gehüllt, war der Raffer beinahe unsichtbar, zumal sein Gesicht im Dunkel seiner weiten Kapuze verborgen war. Keinem lebenden Wesen war es gestattet, diese Züge öfter

als einmal zu sehen. Der Raffer zeigte sie nur seinen Opfern, und seine Opfer ereilte der Tod.

Um vieles gefährlicher noch als der Wandler war der Raffer, denn sein einziger Lebenszweck bestand im Töten. Er war ein wuchtiges Geschöpf, muskulös, kräftig und groß wie ein Bär, wenn er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete. Doch diese Massigkeit täuschte, denn er war keineswegs schwerfällig. Er bewegte sich mit der Geschmeidigkeit und Anmut des geschicktesten Elfenjägers – behände, gewandt, schnell und lautlos. Und wenn er einmal die Jagd aufgenommen hatte, gab er nicht eher auf, als bis er sein Opfer erlegt hatte. Etwas, was der Raffer einmal als Beute anvisiert hatte, entkam ihm nie.

Selbst der Dagda Mor begegnete dem Raffer mit Vorsicht, obwohl dieser seine Kräfte nicht mit den seinen messen konnte. Er war auf der Hut, weil der Raffer ihm aus einer Laune heraus diente, nicht aus Furcht oder Respekt wie die anderen. Der Raffer fürchtete nichts. Er war ein Ungeheuer, dem das Leben nichts galt, nicht einmal sein eigenes. Und er tötete nicht, weil er Freude daran hatte, wenngleich er in Wahrheit selbstverständlich auch Freude am Töten fand. Er tötete, weil sein Instinkt es ihm befahl, weil er es notwendig fand zu töten. In der Finsternis der Verfehmung, abgesehen von allen Lebewesen außer von seinen eigenen Brüdern, war er manchmal kaum zu bändigen gewesen. Der Dagda Mor hatte ihm weniger bedeutende Dämonen zum Töten opfern müssen und hatte ihn nur mit einem Versprechen zähmen können. Wenn sie erst einmal aus dem Bann der Verfehmung befreit waren – und der Tag der Freiheit würde kommen –, dann würde sich dem Raffer eine ganze Welt voller Lebewesen auftun, an der er sich laben konnte. Dann konnte er jagen, solange es ihm beliebte. Am Ende würde er sie vielleicht alle töten.

Der Wandler und der Raffer. Der Dagda Mor hatte eine gute Wahl getroffen. Der eine sollte ihm Auge sein, der andere Hand,

und dieses Auge und diese Hand würden in das Herz des Elfenvolkes eindringen und jede Möglichkeit einer Wiedergeburt des Ellcrys für immer zunichtemachen.

Mit scharfem Blick spähte er nach Osten, wo hinter den Gipfeln des Grimmzackengebirges jetzt die Morgensonne unaufhaltsam hochkam. Es war Zeit zum Aufbruch. Noch heute Abend mussten sie in Arborlon sein. Auch dies hatte er mit Sorgfalt geplant. Die Zeit war kostbar; keine Minute durfte er vergeuden, wenn er die Elfen überraschen wollte. Sie durften erst dann von seiner Rückkehr in die Welt erfahren, wenn es schon zu spät war, irgendetwas dagegen zu unternehmen.

Der Dagda Mor winkte seine Gefährten mit sich, dann drehte er sich um und schlurfte schweren Schrittes in den Schatten der zerklüfteten Berge. Er schloss die schwarzen Augen voller Genugtuung, als er im Geist schon den Erfolg auskostete, den ihm die kommende Nacht bringen würde. Wenn die heutige Nacht vorüber war, gab es für die Elfen keine Rettung mehr.

Nach dieser Nacht würden sie nur noch tatenlos zusehen können, wie ihr geliebter Ellcrys dahinsiechte, ohne dass auch nur Hoffnung auf eine Wiedergeburt bestand.

Ja, so war es. Nach dieser Nacht würden alle Erwählten tot sein.

Tief im Schatten der felsigen Gipfel verharrte der Dagda Mor. Mit beiden Händen umschloss er den Stab der Macht, stellte ihn aufrecht, die Spitze fest in die trockene, rissige Erde gerammt. Leicht senkte er den Kopf, und seine Hände umspannten den Stab fester. Lange stand er so, regungslos. Seine beiden Gefährten kauerten hinter ihm und beobachteten ihn neugierig aus gelb funkelnden Augen.

Plötzlich begann der Stab der Macht schwach in einem bleichen roten Schein zu glühen, der die massive Gestalt des Dä-

mons aus der Dunkelheit heraushob. Gleich darauf erglühte der Stab in einem Licht von tieferem Rot, das zu pulsieren begann. Es strömte von dem Stab in die Arme des Dagda Mor und färbte seine grünliche Haut blutrot. Der Dämon hob den Kopf, und Feuer züngelte aus dem Stab himmelwärts, schoss in einem feinen, leuchtenden Flammenstreif in den Morgen hinein wie ein erschrecktes lebendes Wesen. In Sekundenschnelle war es verschwunden. Das Glühen, das den Stab der Macht erleuchtete, flammte noch einmal auf und erstarb.

Der Dagda Mor trat einen Schritt zurück und senkte den Stab. Die Erde rund um ihn war schwarz und verkohlt, und die feuchte Luft roch nach verglimmender Asche. Auf dem weiten Ödland herrschte Totenstille. Der Dämon ließ sich nieder, und seine schwarzen, unergründlichen Augen schlossen sich befriedigt. Danach rührte er sich nicht mehr. Und seine beiden Gefährten blieben so reglos wie er. Gemeinsam warteten sie – eine halbe Stunde, eine Stunde, zwei Stunden. Und noch immer warteten sie.

Bis schließlich aus den endlosen leeren Weiten des Nordlands auf gewaltigen Schwingen der geflügelte Albtraum herabschwebte, den der Dämon herbeigerufen hatte, um ihn und seine Gefährten nach Arborlon zu tragen.

»Jetzt werden wir sehen«, flüsterte der Dagda Mor.

### 3

Gerade erst war die Sonne hinter dem Horizont emporgestiegen, als Andor Elessedil aus der Tür seines kleinen Hauses trat und den Fußpfad zum eisernen Tor des Schlossparks hinaufschritt. Als zweiter Sohn Eventines, des Königs der Elfen, hätte er im königlichen Palast leben können; doch schon vor Jahren hatte er sich mit seinen Büchern in das kleine Haus zurückgezogen und führte dort ein ruhiges Leben, wie es ihm im Palast nicht vergönnt gewesen wäre. Zumindest hatte er das damals geglaubt. Jetzt war er davon nicht mehr so überzeugt; da die Aufmerksamkeit seines Vaters nahezu ausschließlich dem Ältesten, Arion, galt, hätte Andor wahrscheinlich auch im Palast ungestört leben können.

Er atmete die frische und frühe Wärme der Morgenluft und lächelte. Ein idealer Tag für einen Ausritt. Die Bewegung würde ihm und dem Pferd guttun.

Mit vierzig war er kein junger Mann mehr. In den Augenwinkeln zeigten sich kleine Fältchen, und die kantige Stirn durchzog eine tiefe Furche; doch sein Schritt war leicht und schnell und seine Züge waren beinahe jugenhaft, wenn er lächelte – was dieser Tage selten vorkam.

Als er sich dem Tor näherte, sah er Went, den alten Gärtner, schon bei der Arbeit. Mit einer kleinen Hacke in der Hand stand er, dürr und betagt, über eines der Blumenbeete gebeugt. Als er Andor herannahen hörte, richtete er sich mühsam auf, und eine Hand griff zum Rücken.

»Guten Morgen, Prinz. Ein schöner Tag, nicht?«



Andor nickte. »Ein herrlicher Tag, Went. Bereitet der Rücken noch immer Kummer?«

»Hin und wieder.« Der alte Mann rieb sich vorsichtig das Kreuz. »Das Alter. Aber mit den Jungen, die mir als Helfer zugeteilt werden, kann ich es immer noch aufnehmen.«

Wieder nickte Andor. Er wusste, dass diese prahlerischen Worte des Alten der schlichten Wahrheit entsprachen. Schon vor Jahren hätte Went in den Ruhestand gehen sollen, doch er hatte sich hartnäckig geweigert, seine Arbeit aufzugeben.

Die Wachposten nickten ihm zu, als Andor durch das Tor schritt, und er erwiderte den Gruß. Lange schon hatten die Wachen und er beschlossen, auf Formalitäten zu verzichten. Arion, der Kronprinz, mochte darauf bestehen, mit ehrfürchtigem Respekt behandelt zu werden; Andor, von niedrigerem Rang, gab sich auch mit weniger zufrieden.

Er schlenderte die Straße entlang, die sich hinter einigen Zierbüschen nach links den Stallungen entgegenwand. Plötzlich zerissen Hufgetrappel und ein lauter Ruf die morgendliche Stille. Andor sprang zur Seite, als ihm Arions grauer Hengst entgegenflog, dass der Kies aufspritzte. Wiehernd bäumte sich das Tier auf.

Noch bevor das Pferd ganz zur Ruhe gekommen war, sprang Arion aus dem Sattel und trat zu seinen Bruder. Blond und hochgewachsen stand er dem kleinen, dunklen Andor gegenüber, und die Ähnlichkeit mit ihrem Vater in diesem Alter war unverkennbar. Es verwunderte daher niemanden, dass er, der außerdem noch ein hervorragender Athlet, ein glänzender Reiter und Jäger war, ein Meister im Umgang mit Waffen jeglicher Art, dass er also Eventines ganzer Stolz und helle Freude war. Zudem ging von ihm eine Ausstrahlung aus, deren Zauber sich kaum jemand entziehen konnte.

»Wohin, Brüderchen?«, fragte er jetzt. Fast immer, wenn er mit

seinem jüngeren Bruder sprach, lag in seiner Stimme ein feiner Anflug von Spott und Verachtung. »Ich würde Vater jetzt an deiner Stelle nicht stören. Ich habe gestern bis in die tiefe Nacht hinein mit ihm über dringende Staatsangelegenheiten beraten. Als ich eben bei ihm hineinschaute, schlief er noch.«

»Ich wollte zu den Stallungen«, entgegnete Andor ruhig. »Ich hatte nicht die Absicht, irgendjemanden zu *stören*.«

Arion lächelte überlegen und ging zu seinem Pferd. Er schwang sich geschmeidig auf den Rücken des Tieres, ohne den Steigbügel zu benutzen. Dann drehte er sich leicht zur Seite und blickte zu seinem Bruder hinunter.

»Ich muss für ein paar Tage ins Sarandanon. Die Bauern dort sind ganz aus dem Häuschen – wegen irgendeines alten Märchens, nach dem uns allen schreckliches Unheil drohe. Das ist natürlich der blanke Unsinn, aber ich muss hin, um die Leute wieder zu beruhigen. Mach dir nur keine Hoffnungen. Bevor Vater nach Kershalt aufbricht, bin ich wieder zurück.« Er lachte. »Inzwischen kannst du ja hier nach dem Rechten sehen, hm, Brüderchen?«

Mit leichter Hand zog er flüchtig am Zügel und preschte los, hinaus durch das Tor und auf und davon. Andor stieß eine leise Verwünschung aus und machte kehrt. Die Lust auf einen Ausritt war ihm vergangen.

Nicht von Arion, sondern von ihm hätte sich der König nach Kershalt begleiten lassen sollen. Die Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Trollen und den Elfen war eine äußerst wichtige Angelegenheit. Zwar war das Fundament schon gelegt, doch der Ausbau der Beziehungen erforderte weiterhin viel Diplomatie und geschicktes Verhandeln. Arion war zu ungeduldig, zu leichtfertig und den Bedürfnissen und Vorstellungen anderer gegenüber nicht offen genug. Andor fehlten sowohl die körperliche Gewandtheit seines Bruders – auch wenn er beileibe

nicht schwerfällig war – als auch Arions natürliche Gabe, andere zu führen. Doch er verfügte über Besonnenheit und Urteilsvermögen sowie über die Geduld und die Einfühlungskraft, die in der Diplomatie vonnöten waren. Bei den wenigen Gelegenheiten, zu denen man ihn hinzugezogen hatte, konnte er diese Fähigkeiten hinreichend unter Beweis stellen.

Er zuckte mit den Schultern. Es hatte keinen Sinn, sich noch länger mit dieser Sache zu beschäftigen. Er hatte den König gebeten, ihn auf dieser Reise begleiten zu dürfen, und war abgewiesen worden. Der Vater hatte Arion den Vorzug gegeben. Arion würde eines Tages König werden; er musste sich die notwendige Übung in der Staatsführung aneignen, solange Eventine noch am Leben war und ihm mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte. Und das war vielleicht ganz vernünftig so, dachte Andor.

Früher einmal hatten er und Arion einander sehr nahegestanden. Damals hatte Aine noch gelebt – Aine, der jüngste der Elesedil-Söhne. Doch Aine war vor elf Jahren bei einem Jagdunfall ums Leben gekommen, und danach hatten die Bande des Blutes für den Zusammenhalt nicht mehr ausgereicht. Amberle, Aines kleine Tochter, hatte bei Andor Beistand gesucht, nicht bei Arion, und die Eifersucht des Älteren war bald in offene Verachtung umgeschlagen. Als Amberle dann die Aufgaben, die ihr als Erwählte des Ellcrys oblagen, einfach im Stich gelassen hatte, schrieb Arion seinem Bruder die Schuld daran zu, und seine Verachtung hatte sich zu kaum verhohlener Feindseligkeit gesteigert. Andor vermutete, dass er auch beim Vater gegen ihn intrigierte. Doch er hatte keine Möglichkeit, etwas dagegen zu unternehmen.

Tief in Gedanken schritt er durch das Tor und schlug den Fußweg zu seinem kleinen Haus ein, als ihn ein lauter Ruf aus seiner Versonnenheit riss.

»Herr! Prinz Andor! Wartet!«

Überrascht blickte Andor der Gestalt in weißer Robe entgegen, die wild mit den Armen fuchtelnd auf ihn zugelaufen kam. Es war einer der Erwählten, der rothaarige – hieß er nicht Lauren? Höchst ungewöhnlich, dass einer der jungen Männer sich zu dieser Stunde außerhalb des Gartens des Lebens aufhielt. Er wartete, bis der junge Elf ihn erreichte und mit schweißnassem Gesicht schwankend vor ihm zum Stehen kam.

»Herr, ich muss den König sprechen«, stieß der Junge atemlos hervor, »aber die Wache lässt mich nicht vor. Könnt Ihr mich gleich jetzt zu ihm bringen?«

Andor zögerte. »Der König schläft noch.«

»Ich muss ihn aber auf der Stelle sprechen!«, beharrte der andere. »Bitte! Diese Sache kann nicht warten.«

Verzweiflung spiegelte sich in seinen Augen und in seinem angestregten weißen Gesicht. Die Stimme überschlug sich in seinem Bemühen, dem Prinzen klarzumachen, dass sein Anliegen dringend war und keinen Aufschub duldete.

Andor fragte sich, was denn von solcher Wichtigkeit sein könnte.

»Wenn du in Schwierigkeiten bist, Lauren, kann ich dir ...«

»Es geht nicht um mich, Herr! Es geht um den Ellcrys!«

Da gab es für Andor kein Zaudern mehr. Er nickte und nahm Lauren beim Arm.

»Komm mit!«

Gemeinsam eilten sie zum Herrenhaus, während die Wachen ihnen verwundert nachblickten.

Gael, der junge Leibdiener des Königs Eventine Ellesedil, schüttelte entschieden den Kopf – auch wenn der schlanke Körper unter dem dunklen Morgengewand sich förmlich krümmte vor Unbehagen und seine Augen denen Andors nicht begegnen wollten.

»Ich kann den König nicht wecken, Prinz Andor. Er befahl mir – sehr nachdrücklich –, ihn auf keinen Fall zu stören.«

»Willst du mir allen Ernstes sagen, dass ich meinen Vater nicht sprechen kann?«

Gael antwortete nicht. Als Andor Anstalten machte, auf das Schlafgemach des Königs zuzugehen, eilte der junge Elf an ihm vorbei.

»Ich werde ihn wecken. Bitte wartet hier.«

Es dauerte ein paar Minuten, bis er wieder erschien. Sein Gesicht war noch voller Besorgnis, doch er nickte Andor zu.

»Er erwartet Euch, Prinz Andor. Aber nur Euch allein.«

Der König lag noch in seinem Bett, als Andor eintrat, und leerte gerade das Glas Wein, das Gael ihm offenbar eingeschenkt hatte. Er nickte seinem Sohn zu, dann streifte er vorsichtig die warmen Bettdecken ab. Sein alter Körper fröstelte in der frühmorgendlichen Kühle des Raumes. Gael, der mit Andor eingetreten war, reichte dem König einen Morgenrock. Eventine schlüpfte hinein und gürtete das Gewand fest um die Körpermitte.

Trotz seiner zweiundachtzig Jahre war Eventine Elesedil bei ausgezeichneter Gesundheit. Sein Körper war straff und beinahe noch jugendlich muskulös. Er war immer noch ein guter Reiter, mit dem Schwert noch immer so schnell und sicher, dass seine Gegner ihn fürchteten. Sein Geist war scharf und wach; wenn die Situation es verlangte, wie das häufig vorkam, konnte er schnell und entschlossen handeln. Er besaß ein stark ausgeprägtes Gefühl für Ausgewogenheit und gesunde Proportionen – die Fähigkeit, alle Aspekte einer strittigen Frage klar zu sehen, jeden sachlich zu beurteilen und sich schließlich für jenen zu entscheiden, der seinem Volk und ihm selbst den größten Nutzen versprach. Ohne diese Gabe hätte er nicht König bleiben können – er würde wahrscheinlich nicht einmal mehr leben. Andor war ziemlich sicher,

diese Gabe von seinem Vater geerbt zu haben, wenn sie ihm auch in seiner augenblicklichen Lage wertlos erschien.

Der König zog die handgewebten Vorhänge, die eine ganze Wand des Raumes verhüllten, auseinander und öffnete die hohen Fenstertüren, die zum Wald hinausblickten. Weiches, mildes Licht flutete ins Zimmer, und der süße Geruch des Frühtaus strömte herein. Im Rücken des Königs eilte Gael lautlos durch das Gemach und entzündete die Öllampen, um die dunklen Schatten der Nacht aus Ecken und Nischen zu vertreiben.

Vor einem der Fenster verharrte Eventine und blickte einen Moment lang unverwandt auf das Spiegelbild seines Gesichtes im leicht beschlagenen Glas. Die Augen, die ihm entgegensahen, waren von einem auffallend leuchtenden Blau, aber hart und durchdringend, die Augen eines Mannes, der in seinem Leben allzu viel Unerfreuliches gesehen hatte. Seufzend wandte er sich an Andor.

»Also, Andor, was gibt es? Gael sagte, du seist mit einem der Erwählten gekommen, der mir etwas mitzuteilen hätte.«

»Ja, Vater. Er behauptet, eine dringende Botschaft vom Ellcry zu überbringen.«

»Eine Botschaft von dem Baum?« Eventine runzelte die Stirn.  
»Wie lange ist es her, seit er das letzte Mal einem Menschen eine Botschaft aufgetragen hat – sind es nicht schon mehr als siebenhundert Jahre? Wie lautet denn die Botschaft?«

»Das wollte er mir nicht sagen«, antwortete Andor. »Er will es nur Euch mitteilen.«

Eventine nickte. »Gut, dann soll er seine Botschaft bringen. Fähr ihn herein, Gael.«

Gael verneigte sich und eilte hinaus, ohne die Tür des Schlafgemachs hinter sich zu schließen. Kaum war er gegangen, da stieß ein großer, zottiger Hund die Tür auf und trottete zum König hinüber. Es war Manx, sein Wolfshund, und er begrüßte das Tier liebevoll, indem er ihm den grauen Kopf kraulte und sacht

über das struppige Fell an Rücken und Flanken strich. Seit über zehn Jahren begleitete Manx ihn auf allen seinen Wegen, stand ihm näher und war ihm treuer, als irgendein Mensch es je hätte sein können.

»Er wird auch schon grau – genau wie ich«, murmelte Eventine.

Sekunden später flog die Tür auf, und Gael trat ein, gefolgt von Lauren. Der junge Mann blieb einen Augenblick unter der Tür stehen und warf einen unsicheren Blick auf Gael. Der König nickte seinem Leibdiener zu, zum Zeichen, dass er entlassen war. Auch Andor wollte gehen, doch ein Wink seines Vaters gab ihm zu verstehen, dass er bleiben sollte. Gael verneigte sich ehrerbietig und zog sich wieder zurück. Diesmal schloss er die Tür fest hinter sich. Als er gegangen war, trat der junge Erwählte einen Schritt näher.

»Herr, bitte verzeiht – sie waren der Meinung, dass ich – dass ich zu Euch gehen sollte ...« Er hatte Mühe, die Worte hervorzubringen.

»Es gibt nichts zu verzeihen«, beschwichtigte ihn Eventine. Mit einer Herzlichkeit, die Andor wohlbekannt war, ging der König raschen Schrittes auf den jungen Mann zu und legte ihm den Arm um die Schultern. »Ich weiß, dass diese Sache dir sehr wichtig sein muss, sonst hättest du deine Pflicht im Garten des Lebens sicher nicht im Stich gelassen. Hier, setz dich und berichte mir.«

Er warf einen fragenden Blick auf Andor, bevor er den jungen Mann zu einem kleinen Schreibtisch auf der anderen Seite des Zimmers geleitete. Er bedeutete ihm, in einem der Sessel Platz zu nehmen, und ließ sich selbst in dem anderen nieder. Andor folgte ihnen in die Schreibecke, blieb jedoch stehen.

»Du heißt Lauren, nicht wahr?«, fragte Eventine den Erwählten.

»Ja, Herr.«

»Gut, Lauren, dann berichte mir nun, weshalb du zu mir geeilt bist.«

Lauren straffte sich und legte seine Hände fest gefaltet auf den Tisch.

»Herr, der Ellcrys hat heute Morgen zu den Erwählten gesprochen.« Seine Worte glichen eher einem Flüstern. »Er sagte uns – er sagte uns, dass er bald sterben wird ...«

Andor spürte, wie ein eisiger Schauer ihn durchrann. Einen Moment lang schwieg der König, er saß da wie erstarrt, den Blick unverwandt auf den jungen Mann gerichtet.

»Da muss ein Missverständnis vorliegen«, bemerkte er schließlich.

Lauren schüttelte mit heftigem Nachdruck den Kopf.

»Nein, Herr, es ist kein Missverständnis. Der Baum hat zu allen von uns gesprochen. Wir – wir haben es alle deutlich vernommen. Er stirbt. Der Bann der Verfemung fängt schon an sich aufzulösen.«

Sehr langsam erhob sich der König und ging zum offenen Fenster hinüber. Wortlos starrte er in den Wald hinaus. Manx, der sich am Fuß des Bettes zusammengerollt hatte, sprang auf und folgte ihm. Andor sah, wie die Hand des Königs zum Kopf des Hundes wanderte, um ihm gedankenverloren das Fell zu kraulen.

»Bist du ganz sicher, Lauren?«, fragte Eventine. »Bist du *wirklich sicher*?«

»Ja. – Ja.«

Der Junge saß immer noch am Tisch, das Gesicht in die Hände vergraben, und weinte leise, beinahe lautlos vor sich hin. Eventine blickte weiterhin wie geistesabwesend in das Grün der Wälder, die seine und seines Volkes Heimat waren.

Andor war innerlich wie zu Eis erstarrt und verstört von der schockierenden Nachricht. Die Ungeheuerlichkeit dessen, was er gehört hatte, drang nur langsam in sein Bewusstsein vor. Der Ell-



crys starb! Der Bannspruch würde seine Wirkung verlieren. Die bösen Mächte, die in Fesseln gelegt worden waren, würden wieder frei sein. Das bedeutete Chaos, Wahnsinn, Krieg! Und am Ende die totale Zerstörung.

Er hatte die Geschichte seines Volkes unter Anleitung seiner Lehrer studiert und sie in den Büchern seiner Bibliothek nachgelesen. Es war eine Geschichte, die von Legenden umrankt war.

In uralter Zeit, noch vor den Großen Kriegen, vor der Dämmerung der Zivilisation in der alten Welt, ja, noch vor dem Erscheinen der alten Rasse der Menschen, hatte zwischen den guten und den bösen Mächten ein erbitterter Kampf getobt. Die Elfen hatten in diesem Ringen auf Seiten des Guten gestritten. Es war ein langer, schrecklicher, alles verheerender Kampf gewesen. Am Ende jedoch hatten die Mächte des Guten obsiegt und das Böse niedergerungen. Doch das Böse konnte nicht vernichtet werden, sondern nur verbannt. Darum vereinten das Elfenvolk und seine Verbündeten ihre magischen Kräfte mit der Lebenskraft der Erde selbst, um den Ellcrys zu schaffen und durch sein Dasein einen Bann der Verfemung über die Geschöpfe des Bösen zu verhängen. Solange der Ellcrys lebte und gedieh, konnte das Böse nicht auf die Erde zurückkehren. Eingeschlossen in das Nichts der Finsternis mochte es hinter den Mauern des Banns heulen und wimmern, die Erde war unerreichbar.

Bis zum heutigen Tag hatte dies gegolten! Doch wenn der Ellcrys siechte, dann war auch der Bannspruch aufgehoben. Es stand geschrieben, dass dies eines Tages geschehen würde, denn es gab keine Macht, die so stark war, dass sie ewig währen konnte. Und doch hatte es den Anschein gehabt, als würde der Ellcrys niemals vergehen. Schon so viele Generationen lang stand er unverändert an seinem Platz im Garten des Lebens, ein fester Punkt im wechselvollen Wellenschlag des Lebens. Allmählich hatte sich in den Elfen die Überzeugung festgesetzt, dass es

immer so bleiben würde. Aber das, so schien es jetzt, war ein törichter Irrtum gewesen.

Mit einer ruckartigen Bewegung wandte der König sich um, warf einen kurzen Blick auf Andor und kehrte an seinen Schreibtisch zurück. Dort setzte er sich wieder und umschloss Laurens Hände mit den seinen, um den Jungen zu beruhigen.

»Du musst mir alles erzählen, was genau der Baum zu dir gesagt hat, Lauren. Jede Einzelheit. Du darfst nichts auslassen.«

Der junge Mann nickte wortlos. Die Tränen waren versiegt, seine Züge wieder ruhiger und gelassener.

Eventine ließ seine Hände los und lehnte sich erwartungsvoll zurück. Andor holte sich einen hochlehnigen Stuhl heran und setzte sich zu ihnen.

»Herr, Ihr wisst, auf welche Art der Baum zu uns spricht?«, fragte Lauren vorsichtig.

»Auch ich war einmal ein Erwählter, Lauren«, antwortete Eventine.

Andor blickte seinen Vater überrascht an. Das hatte er bisher nicht gewusst. Lauren jedoch schien diese Enthüllung Vertrauen einzufloßen. Er nickte und wandte sich an Andor, um ihm die Sprache des Baumes zu erklären.

»Seine Stimme ist keine Stimme in dem Sinn, dass man sie hören kann. Er spricht vielmehr in Bildern, die vor unserem geistigen Auge auftauchen. Worte als solche kommen höchst selten vor; die Wörter sind unsere Übersetzung der Bilder und Gedanken, die der Baum ausstrahlt. Die Bilder kommen und gehen sehr rasch und sind meist nicht sehr klar gezeichnet. Wir müssen versuchen, sie so gut wie möglich zu deuten.«

Er schwieg kurz und wandte sich wieder an Eventine.

»Ich – der Ellcrys hat vorher nur ein einziges Mal zu mir gesprochen, Herr. Damals, als er mich mit den anderen erwählte. Das, was wir über seine Art, sich mitzuteilen, wussten, hatten wir

einzig den Schriften unseres Ordens und den Lehren der Erwählten, die vor uns dem Baum gedient haben, entnommen. Und obwohl der Ellcrys jetzt selbst zu uns gesprochen hat, ist das alles immer noch sehr verwirrend.«

Eventine nickte ermutigend, und Lauren fuhr in seiner Botschaft fort.

»Herr, der Ellcrys hat heute Morgen sehr lange zu uns gesprochen. Nie zuvor hat er das getan. Er rief uns zu sich und sagte uns, was werden würde und was wir, die Erwählten, zu tun hätten. Die Bilder waren nicht sehr deutlich, doch es kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Baum stirbt. Er hat nur noch eine kurze Lebensspanne vor sich; wie viel Zeit ihm noch bleibt, ist ungewiss. Der Verfall hat schon begonnen. Und in dem Maße, wie der Baum dahinsieht, verfällt auch der Bann der Verfemung. Es gibt nur eine einzige Möglichkeit der Rettung – *die Wiedergeburt des Baumes*.«

Hastig umfasste Eventine die Hand des jungen Mannes. Auch Andor, betäubt und verwirrt von der Todesprophezeiung des Ellcrys, war diese Möglichkeit entfallen. Die Wiedergeburt, davon berichteten die ältesten Geschichtsbücher, dass der Ellcrys wiedergeboren und der Bann auf diese Weise aufrechterhalten werden konnte.

»Dann dürfen wir noch hoffen«, flüsterte er.

Eventines Blick war auf Lauren geheftet.

»Was muss geschehen, um diese Wiedergeburt herbeizuführen?«

Lauren schüttelte den Kopf.

»Herr, der Baum hat sein Schicksal in die Hände der Erwählten gelegt. Nur durch uns kann eine Wiedergeburt erfolgen. Ich kann die Gründe des Baumes hierfür nicht verstehen, doch die Bilder waren klar. Der Ellcrys wird einem von uns sein Samenkorn geben – welchem von uns, sagte er nicht. Es zeigte sich kein

Gesicht. Doch es war ganz deutlich, dass nur einer der Erwählten, die das letzte Mal von ihm erkoren wurden, das Samenkorn empfangen kann. Niemand sonst kommt in Betracht. Derjenige, den der Baum ausersieht, muss das Samenkorn zum Lebensquell der Erde tragen, zum Blutfeuerbrunnen. Dort muss das Samenkorn in das Feuer eingetaucht werden. Wenn das geschehen ist, muss es dorthin zurückgebracht werden, wo der alte Baum steht. Es wird dann Wurzeln schlagen, und ein neuer Baum wird daraus erwachsen und den Platz des alten einnehmen.«

Einzelheiten der Legende fielen Andor jetzt wieder ein – das Hervorbringen des Samenkorns, seine Weihe durch das Ritual am Blutfeuerbrunnen, die Wiedergeburt. All dies hatten die alten Gelehrten in der merkwürdigen, formalen Sprache jener Zeiten aufgezeichnet. Die meisten Elfen hatten diese uralten Geschichten längst vergessen oder sie nie gekannt.

»Und wo ist dieser Blutfeuerbrunnen zu finden?«, fragte der König unvermittelt.

Lauren sah ihn mit unglücklicher Miene an.

»Der Baum zeigt uns einen Ort, Herr, aber – aber wir konnten ihn nicht erkennen. Die Bilder waren zu schemenhaft, es schien beinahe so, als könne der Baum selbst den Ort nicht richtig beschreiben.«

Eventines Stimme blieb ruhig.

»Dann berichte mir, was euch gezeigt wurde. Ganz genau.«

Lauren nickte. »Es war eine Wildnis, die rundum von Bergen und Sümpfen eingeschlossen war. Nebelschwaden trieben darüber hin, die bald dichter wurden, bald sich lichteten. In dieser Wildnis ragte ein einsamer Berggipfel empor, und im Herzen dieses Berges schlängelte sich ein Gewirr von unterirdischen Gängen, die bis in die Tiefe der Erde reichten. Irgendwo in diesem Labyrinth gähnte eine Tür aus Glas – aus einem unzerbrechlichen Glas. Und hinter dieser Tür loderte der Blutfeuerbrunnen.«

»Und Namen gibt es nicht für die einzelnen Teile dieses Rätsels?«, erkundigte sich der König geduldig.

»Nur einen, Herr. Aber es war ein Name, der uns nicht bekannt war. Das Labyrinth, in dem der Blutfeuerbrunnen verborgen liegt, heißt offenbar Sichermaal.«

Sichermaal? Andor überlegte angestrengt, doch der Name wollte ihm nichts sagen.

Eventine blickte Andor an und schüttelte sein graises Haupt. Er erhob sich, tat ein paar Schritte, blieb dann plötzlich stehen und wandte sich wieder an Lauren.

»Ist euch sonst noch etwas gesagt worden? Habt ihr sonst kein Zeichen bekommen?«

»Nichts. Das war alles.«

Der König nickte dem jungen Elfen bedächtig zu.

»Gut, Lauren. Du hast recht getan, dass du damit sofort zu mir gekommen bist. Würdest du jetzt einen Augenblick draußen warten?«

Als die Tür sich hinter dem jungen Erwählten geschlossen hatte, kehrte Eventine zu seinem Sessel zurück und sank schwerfällig hinein. Sein Gesicht schien um Jahrzehnte gealtert, und seine Bewegungen glichen denen eines uralten Mannes. Manx trottete zu ihm und blickte mitfühlend zu ihm auf. Eventine seufzte und strich dem Hund müde über den Kopf.

»Habe ich zu lange gelebt?«, murmelte er. »Wenn der Ellcry stirbt, wie kann ich dann mein Volk vor dem beschützen, was geschehen wird? Ich bin der König der Elfen; ich bin für ihren Schutz und ihre Sicherheit verantwortlich. Das habe ich immer akzeptiert. Doch jetzt, zum ersten Mal in meinem Leben, wünschte ich, es wäre anders ...«

Er wandte den Kopf, um seinen Blick auf Andor zu richten.

»Nun, wir müssen alles tun, was in unserer Macht steht. Da Arion ins Sarandanon gereist ist, werde ich deiner Hilfe bedür-

fen.« Andor errötete bei diesem unbeabsichtigten Hinweis darauf, dass er für den König nur an zweiter Stelle stand. »Geh mit Lauren und befrage die Erwählten mit aller Sorgfalt. Vielleicht erfährst du noch mehr. Ich lasse mir inzwischen die alten Chroniken heraufholen und forsche darin.«

»Glaubst du, dass sich dort etwas findet – oder vielleicht in den alten Weltkarten?«, fragte Andor zweifelnd.

»Nein. Es ist lange her, dass ich sie studiert habe, aber ich kann mich an nichts erinnern. Dennoch, was sonst können wir tun? Eine Chance, den Blutfeuerbrunnen zu finden, haben wir nur, wenn wir mehr wissen als das, was Lauren uns mitzuteilen in der Lage war.«

Er nickte seinem Sohn zu, zum Zeichen, dass auch er nunmehr entlassen war. Andor eilte zu Lauren hinaus, um mit ihm in den Garten des Lebens zurückzukehren, wo die anderen Erwählten warteten. Dort würde er versuchen, Genaueres über das geheimnisvolle Sichermaal zu erfahren. Zwar schien ihm die Hoffnung gering, doch – wie sein Vater gesagt hatte – was sonst konnten sie tun?

## 4

Der Sommertag erlosch in einem leuchtenden Feuerwerk, das den westlichen Himmel in goldenes Rot und zartes Lavendel tauchte. Minutenlang hing die Sonne in strahlender Pracht über den Felsgipfeln des Grimmzackengebirges, warf ihr Licht über die Wipfel der Wälder von Westland und wob zarte Gespinste von Schatten, die sich sanft über die bewaldete Erde senkten. Langsam kühlte sich die Luft ab, und die Hitze des Nachmittags verflog, als ein leichter Abendwind seufzend durch die mächtigen, stillen Bäume strich. Das Tageslicht verblich, die hereinbrechende Nacht raubte dem Himmel die Farbe.

Die Bewohner der Elfenstadt Arborlon wanderten müde zu ihren Häusern.

Im Garten des Lebens blickte Andor Elesedil stumm zum Ellcrys auf. Im grauen Licht des Abends wirkte der mächtige Baum unverändert, kräftig und gesund. Doch der Anschein täuschte. Vor Sonnenuntergang waren die Male der Krankheit, die den großen Baum zerstörte, deutlich sichtbar gewesen.

Die Krankheit breitete sich rasch aus. An mehreren kleineren Ästen fraß die Fäule schon an der silberweißen Borke. Breite Blätterbüschel hingen schlaff und ausgedörrt herunter, das tiefe leuchtende Rot hatte sich in ein stumpfes Schwarz verändert. Die Erwählten hatten die Rinde des Stammes sorgfältig mit Kräuterbalsam eingerieben und die kranken Blätter abgezupft, in der Hoffnung, dass die Krankheit sich eindämmen ließe. Obwohl sie ahnten, dass ihre Mühe vergebens war. Andor hatte die Wahr-

heit in ihren Augen erkannt. Sie konnten den Ellcry nicht heilen. Niemand vermochte den Baum zu retten. Er starb, und es gab kein Mittel, sein Sterben zu verhindern.

Andor seufzte und wandte sich ab. Er wusste selbst nicht recht, warum er zu dieser späten Stunde noch einmal in den Garten des Lebens zurückgekehrt war. Die Erwählten hatten sich schon längst in ihr Nachtlager zurückgezogen, müde und entmutigt, schweigsam im Gefühl der Hoffnungslosigkeit. Er war dennoch noch einmal zurückgekehrt, getrieben von der unvernünftigen Hoffnung, dass sich die Antworten, nach denen sie so verzweifelt forschten, vielleicht doch in der Nähe des Baumes finden lassen würden. Doch Andor war ohne Antwort geblieben, und jetzt, da die Nacht hereinbrach, hatte es wenig Sinn, noch länger auszuharren.

Er fühlte die Blicke der Schwarzen Wachen in seinem Rücken, als er durch das Tor aus dem Garten hinausschritt. Sie ahnten nichts von der Krankheit des Baumes, doch sie spürten zweifellos, dass etwas nicht in Ordnung war. Das hatte ihnen das merkwürdige Verhalten der Erwählten auf jeden Fall verraten. Bald, dachte er, würde es sich herumsprechen. Gerüchte würden umgehen. Nicht mehr lange und man musste den Leuten die Wahrheit sagen.

Im Augenblick jedoch war alles still. Hier und dort erloschen schon die ersten Lichter, Fenster verdunkelten sich, als die Bewohner der Häuser sich zum Schlaf niederlegten. Er beneidete sie. Es bestand kaum eine Aussicht, dass er oder der König in dieser Nacht Schlaf finden würde.

Wieder seufzte er. Wenn er doch seinem Vater nur irgendwie hätte helfen können! Stets war Eventine sich seiner Sache so sicher gewesen, stets ruhig und gelassen im Vertrauen darauf, dass sich für jedes Problem eine Lösung finden ließ. Nun aber, nach zwei Besuchen von Andor, in denen dieser ihm nur Misserfolge hatte melden können, erweckte der König den Eindruck, als habe er sich völlig in sich selbst zurückgezogen. Halbherzig hat-



te er sich bemüht, seinen Sohn nichts merken zu lassen, doch es war offensichtlich, wie verzweifelt er war und nur noch auf die Zerstörung all dessen wartete, worum er sich sein Leben lang bemüht hatte. Er sah sich vor eine Herausforderung gestellt, die er nicht bewältigen konnte. Kaum ein Wort wechselte er mit seinem Sohn, bis er ihn mit dem Auftrag wieder aussandte, alles in seiner Macht Stehende zu tun, um doch noch Genaueres zu erfahren.

Das Unterfangen hatte sich als sinnlos erwiesen. Jeden einzelnen der Erwählten hatte Andor befragt, hatte sie dann alle gemeinsam um sich versammelt und nochmals ins Verhör genommen, um auf diesem Weg vielleicht auf einen Hinweis zu stoßen, der zum Sicherthal führen würde. Doch er hatte nichts Neues erfahren.

Und auch ein Studium der sorgfältig aufbewahrten Aufzeichnungen ihres Ordens hatte nichts erbracht. Er hatte geschichtliche Zeugnisse durchgesehen, die jahrhundertalt waren, hatte geprüft und wieder geprüft. Wiederholt fand er Hinweise auf das heilige Blutfeuer, den Lebensquell ihrer Welt und alles Lebendigen auf ihr. Nirgends jedoch wurde jener geheimnisvolle Ort namens Sicherthal erwähnt.

Und auch der Ellcrys selbst hatte ihnen nicht mehr weitergeholfen. Auf Andors Vorschlag waren die Erwählten noch einmal zu dem Baum gegangen, erst einzeln, dann gemeinsam, und hatten ihn angefleht, ihnen deutlichere Hinweise zu geben, damit sie seine Bilder verstehen könnten. Doch er sprach nicht zu ihnen. Er blieb stumm.

Als Andor sich dem Haus der Erwählten näherte, bemerkte er, dass die Lichter schon alle gelöscht waren. Offenbar hatte die tägliche Gewohnheit ihren Tribut gefordert, und die jungen Männer hatten sich zur üblichen Zeit, kurz nach dem Abendbrot, in ihre Schlafgemächer zurückgezogen. Er hoffte, sie würden im Schlaf Trost und Erleichterung finden.

Er folgte einem Fußpfad, der zum Herrenhaus führte, und eilte

lautlos an dem Haus vorüber, um seinem Vater einen letzten Bericht zu bringen, als ein dunkler Schatten unter einem niedrigen Baum neben dem Pfad hervortrat.

»Herr?«

»Lauren?«, fragte er zurück. Als die Gestalt näher kam, erkannte er tatsächlich den jungen Elfen. »Warum schläfst du denn noch nicht?«

»Ich habe es versucht, aber ich finde keinen Schlaf. Ich ... ich sah Euch zum Garten hinaufgehen und habe gehofft, dass Ihr auf diesem Weg zurückkommen würdet. Prinz Andor, kann ich einen Augenblick mit Euch sprechen?«

»Aber du sprichst ja schon mit mir, Lauren«, versetzte Andor. Doch die scherzhaft gemeinte Bemerkung konnte den anderen nicht aufheitern. »Ist dir noch etwas eingefallen?«

»Ja, vielleicht. Es geht nicht um das, was der Ellcrys uns mitgeteilt hat; es ist etwas anderes, aber ich glaube, Ihr solltet es wissen. Darf ich Euch ein Stück begleiten?«

Andor nickte zustimmend. Sie entfernten sich langsamen Schrittes vom Haus der Erwählten.

»Ich habe das Gefühl, als müsste ich dieses Problem lösen«, begann Lauren nach einer geraumen Weile des Schweigens. »Vielleicht kommt es daher, dass der Ellcrys zuerst zu mir gesprochen hat; es scheint mir jedenfalls so, als sei ich persönlich verpflichtet, Sichermaal zu finden. Ich weiß, dass ich mir wahrscheinlich selbst damit zu hohe Bedeutung beimesse, aber das Gefühl bleibt trotzdem. Und auf keinen Fall möchte ich irgendetwas übersehen.« Er warf dem Prinzen einen Blick zu. »Könnt Ihr verstehen, was ich meine?«

»Ja, ich glaube schon. Haben wir denn etwas übersehen?«

»Ja, also mir ist etwas eingefallen. Und irgendjemandem wollte ich es wenigstens sagen.«

Andor blieb stehen und sah den jungen Elfen an.

»Dem König wollte ich davon nichts sagen.« Laurens Unbehagen wuchs. »Und den anderen auch nicht. Ich bin mir nicht sicher, wie viel sie eigentlich wissen – und wir sprechen nie von ihr ...«

Seine Stimme verhallte in der Stille der Nacht. Andor wartete geduldig.

»Ich meine Amberle. Nach ihrer Erwählung hat sie viele Male mit dem Ellcrys gesprochen – es waren lange Gespräche.« Die Worte kamen langsam. »Bei ihr war alles ganz anders als bei uns. Ich weiß nicht, ob sie sich dessen je bewusst war. Wir haben eigentlich nie darüber geredet ...«

Andor war mit einer heftigen Bewegung hochgefahren. Lauren fühlte die Reaktion und sprach eilig weiter.

»Vielleicht würde der Ellcrys wieder zu ihr sprechen. Vielleicht verstünde sie seine Botschaft auch besser. Es könnte doch möglich sein, dass sie von ihm etwas erfährt, was uns nicht zugänglich ist.«

Diesen Worten folgte ein langes Schweigen, während die beiden Männer einander stumm anblickten. Dann schüttelte Andor bekümmert sein Haupt.

»Amberle kann uns nicht helfen, Lauren. Sie hat uns verlassen. Nicht einmal ihre Mutter weiß, wohin sie gegangen ist. Es gibt keine Möglichkeit, sie so rasch zu finden, dass sie uns noch helfen könnte.«

Der junge Elf nickte bedrückt, während der letzte Hoffnungs-schimmer auf seinem Gesicht erlosch.

»Es war nur so ein Gedanke«, sagte er schließlich und wandte sich wieder dem Haus zu. »Gute Nacht, Prinz Andor.«

»Gute Nacht, Lauren. Dank dir, dass du dich mir anvertraut hast.«

Noch einmal nickte der junge Mann, bevor er auf dem Fußpfad davonschritt. Seine weißen Gewänder raschelten leise, als die Dunkelheit der Nacht ihn aufnahm.

Das dunkle Gesicht gezeichnet von quälender Unruhe, blickte

Andor ihm eine Weile nach. Alles, hatte sein Vater gesagt, auch das scheinbar Wichtigste sollte er erkunden, was vielleicht einen Hinweis darauf zuließ, wo Sicherthal zu finden war. Doch es gab ja keine Hoffnung, Amberle aufzuspüren. Sie konnte überall in den Vier Ländern sein. Und dies war kaum der Zeitpunkt, Eventine an sie zu erinnern. Sie war sein Liebling gewesen, ihre Erwählung durch den Ellcryl hatte ihn mit Stolz und Freude erfüllt. Ihr Verrat an der ihr anvertrauten Aufgabe war für ihn sogar schwerer zu ertragen gewesen als der Tod ihres Vaters Aine.

Mutlos setzte Andor schweren Schrittes seinen Weg zum Herrnsitz fort.

Gael tat noch immer Dienst. Sein Gesicht war grau vor Müdigkeit, seine Augen blickten sorgenvoll. Es war nicht zu vermeiden gewesen, dass er von dem drohenden Unheil erfahren hatte, das sie irgendwie abwenden mussten, doch man konnte sich darauf verlassen, dass er Stillschweigen darüber bewahrte. Er wollte aufspringen, als er den Prinzen sah, doch auf Andors erhobene Hand hin ließ er sich wieder zurücksinken.

»Der König erwartet Euch«, meldete er. »Er ist in seinem Studierzimmer und will nicht schlafen gehen. Wenn Ihr ihn überreden könntet, wenigstens ein paar Stunden lang zu ruhen ...«

»Ich will sehen, was ich tun kann«, gab Andor bedrückt zurück.

Eventine Elessedil blickte auf, als sein Sohn das Studierzimmer betrat. Nur flüchtig forschten seine Augen in Andors Gesicht, lasen dort Enttäuschung und Misserfolg. Dann schob er seinen Stuhl von dem Lesepult zurück, an dem er gegessen hatte, und rieb sich die müden Augen. Er erhob sich, streckte sich und schritt langsam zum Fenster. Durch die schweren Falten der Vorhänge spähte er hinaus in die Dunkelheit.

Auf dem mit Büchern beladenen Tisch stand unbeachtet ein Tablett mit unberührten Speisen. Die Kerzen waren weit heruntergebrannt; ihr Wachs tropfte auf das glänzende Silber. Es war

still in dem düsteren kleinen Raum; die Eichenregale und die mit Teppichen behangenen Wände bildeten einen Hintergrund aus verblichenen Farben und flackernden Schatten. In Stapeln lagen überall die Bücher, die Gael im Laufe des Tages aus dem Keller gewölbe heraufgeschleppt hatte.

Der König wandte sich um und sah seinen Sohn an.

»Nichts?«

Andor schüttelte stumm den Kopf. Eventines Gesicht verriet gleichfalls Enttäuschung.

»Ich habe auch nichts gefunden.« Er zuckte die Schultern und wies auf das Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag. »Die letzte Hoffnung. Es enthält einen einzigen Hinweis auf das Samenkorn des Ellcrys und auf das Blutfeuer. Lies ihn selbst.«

Das Buch war einer der mehr als hundert Bände Chroniken, die von den Elfenkönigen und ihren Schreibern geführt wurden seit den Tagen, in denen sich Mythen und Legenden verloren. Es waren abgegriffene, alte Folianten mit schönen, sorgfältig gearbeiteten Einbänden aus Leder und Messing, in Hüllen eingeschlagen, die sie vor der Abnutzung durch die Zeit schützen sollten. Sie hatten die Großen Kriege und die Zerstörung der alten Menschenrasse überdauert. Sie hatten den ersten und den zweiten Krieg der Rassen überstanden. Sie hatten die Jahrhunderte von Leben und Tod überlebt, von deren Ereignissen sie Kunde überlieferten. Es waren Chroniken mit Tausenden und Abertausenden von Seiten, und sie enthielten die vollständige ihnen bekannte Geschichte des Elfenvolkes.

Andor beugte sich über das aufgeschlagene Buch; die Tinte hatte sich im Lauf der langen Zeit bräunlich verfärbt, altertümliche Schriftzeichen blickten ihn an. Doch die Worte waren klar und leicht zu enträtseln.

»Dann soll das eine Samenkorn jenem übergeben werden, der auserkoren ist. Und dieser soll das Samenkorn zu den Kammern

des Blutfeuers tragen, wo es ins Feuer eingetaucht werden soll, um dann der Erde zurückgegeben zu werden. Darauf wird der Baum wiedergeboren werden, und der große Bann der Verfehlung wird ewig währen. Also sprach der Hohe Zauberer zu seinen Elfen im Augenblicke seines Todes, auf dass dieses Wissen seinem Volk nicht verloren ginge.«

Eventine nickte, als Andor wieder aufblickte.

»Ich habe jedes einzelne dieser Bücher durchgesehen und jeden Absatz, der in Betracht kam, genauestens studiert. Es gibt noch andere Hinweise – aber nirgends steht mehr als in dieser Schrift, die du soeben gelesen hast.«

Er ging zurück an das Lesepult und blieb dort stehen, während seine Finger zerstreut über die goldgeränderten Seiten strichen.

»Das hier ist das älteste Buch. In ihm steht vieles, was vielleicht nur in das Reich des Mythos fällt. Die Geschichte von dem gnadenlosen Kampf zwischen den guten und den bösen Mächten, die Namen der Helden, alle Einzelheiten, die zum Bannspruch führten. Aber nirgends wird das Wort Sichernmal erwähnt, nirgends der Ort genannt, wo das Blutfeuer zu finden ist. Und es steht auch nichts über das Wesen der Zauberkraft darin, die den Ellcrys geschaffen und den Großen Bann verhängt hat.«

Das, dachte Andor, war nicht ungewöhnlich. Nur in Ausnahmefällen hatten die Alten die Geheimnisse ihrer Zauberkräfte schriftlich niedergelegt. Dieses kostbare Wissen wurde durch mündliche Überlieferung weitergegeben, damit es nicht den Feinden in die Hände fallen konnte. Und manche der Zauberkräfte sollten so mächtig sein, dass sie nur in einer ganz bestimmten Zeit und an einem ganz bestimmten Ort angewendet werden durften. Vielleicht hatte es auch diese Bewandnis mit den magischen Kräften, die den Ellcrys geschaffen hatten.

Der König ließ sich wieder in seinen Sessel sinken, warf noch einen Blick in das alte Buch und schlug es dann wortlos zu.

»Wir werden uns eben auf das wenige stützen müssen, was wir vom Ellcrys erfahren haben«, sagte er leise. »Mit Hilfe dieser Kenntnisse müssen wir die Orte bestimmen, wo sich das Blutfeuer befinden könnte, und dann jeden einzelnen aufsuchen.«

Andor nickte stumm. Es schien hoffnungslos. Es sprach kaum etwas dafür, dass sie Sicherthal aufgrund dieser vagen Beschreibung jemals finden würden.

»Ich wollte, Arion wäre hier«, murmelte sein Vater unvermittelt.

Andor entgegnete darauf nichts. Er musste sich eingestehen, dass der König guten Grund hatte, Arion herbeizuwünschen. Arion besaß die Führungseigenschaften, die beim Vorbereiten und Durchführen der Suchaktion vonnöten sein würden. Und seine Gegenwart hätte dem Vater einen gewissen Trost gespendet. Das war jedoch nicht der Zeitpunkt, dem Bruder dafür zu grollen.

»Ich finde, du solltest eine Weile schlafen, Vater«, schlug Andor nach einem Augenblick des Schweigens vor. »Du brauchst Ruhe, um für das gewappnet zu sein, was vor uns liegt.«

Der König erhob sich aus seinem Sessel und löschte die Kerzen auf dem Tisch.

»Gut, Andor«, erwiderte er und raffte sich zu einem mühsamen Lächeln auf. »Schick mir Gael herein. Aber auch du hast einen langen Tag gehabt. Auch du solltest dich niederlegen und versuchen zu schlafen.«

Andor kehrte in sein Häuschen zurück. Und er verfiel tatsächlich in einen tiefen Schlaf, so sehr ihn das am folgenden Morgen auch verwunderte. Während seine Gedanken sich wie Kreise drehten, überwältigte ihn die körperliche Erschöpfung. Einmal riss ihn mitten in der Nacht ein Albtraum von unbeschreiblicher Entsetzlichkeit aus seinem Schlummer, und er erwachte schweißgebadet. Doch schon Sekunden darauf glitt er wieder in tiefen

Schlummer, der Traum war vergessen. Und danach schlief er ungestört.

Die Dämmerung des Tages zog schon herauf, als er wieder erwachte. Eilig sprang er von seinem Lager, um sich anzukleiden. Ein Gefühl neubelebter Entschlossenheit verlieh ihm Kraft, Stärke und Zuversicht. Irgendwo gab es einen Weg, der aus dieser schrecklichen Lage herausführte, eine Möglichkeit, Sichernal zu finden. Vielleicht barg der sterbende Ellcrys den Schlüssel. Vielleicht besaßen ihn die Erwählten. Auf jeden Fall musste es ihn geben.

Während er den gekiesten Weg hinunterschritt, strich das Licht des frühen Morgens durch den dichten Vorhang der umliegenden Wälder. Zuerst wollte er zu den Erwählten gehen: Sie mussten im Garten des Lebens zu finden sein, denn ihr Tag hatte ja schon begonnen. Vielleicht würde sich etwas Neues ergeben, wenn er noch einmal mit ihnen sprach. Zweifellos hatten sie alle über ihr Gespräch mit dem Ellcrys nachgegrübelt, hatten es hin und her bedacht, und vielleicht war einem von ihnen noch etwas eingefallen. Oder vielleicht hatte der Ellcrys heute Morgen noch einmal zu ihnen gesprochen.

Er machte einen Umweg zum Herrenhaus, wo Gael schon auf seinem Posten war. Doch der junge Elf hob einen Finger an die Lippen, um stumm zu bedeuten, dass der König noch schlief und nicht gestört werden sollte. Andor nickte und entfernte sich wieder. Er gönnte seinem Vater jeden Augenblick der Ruhe.

Tauperlen glitzerten noch auf den Rasenflächen, zwischen denen der Weg sich zum Tor hindurchwand. Andor blickte sich erwartungsvoll um und war verwundert, Went nicht bei der Arbeit zu sehen. Noch mehr verwunderte es ihn, einige der Gartengeräte des alten Mannes achtlos hingeworfen am Rande eines der Rosenbeete liegen zu sehen. Feuchte Erde haftete noch an ihnen.



Es war ganz und gar nicht Wents Art, eine angefangene Arbeit unbeendet liegen zu lassen. Andor warf einen letzten Blick auf die Blumenbeete und eilte weiter.

Minuten später schritt er an der von Efeu überwucherten Mauer des Gartens des Lebens entlang über den ausgetretenen Pfad, der zum Eingangstor führte. Von der Höhe des Carolan – der gewaltigen Felswand, die am Ostufer des Singenden Flusses jäh emporsprang und Arborlon hoch über die umliegenden Gebiete erhob – konnte er die Weiten von Westland überblicken, die sich zu seinen Füßen ausdehnten: im Osten und Norden die Türme und von Bäumen beschatteten Pfade der Elfenstadt, umgürtet vom dichten Grün des Waldlandes; im Süden die fernen, dunstgrauen Zacken des Steinkamms und des Pykongebirges, durch das sich das silberblaue Band des Flusses Mermidon wand, der auf seinem langen Weg ins östliche Callahorn die uralten Felsen durchschnitt; im Westen, am Fuße des Carolan und jenseits der rasch sprudelnden Wasser des Singenden Flusses, das Sarandon-Tal, die Kornkammer des Elfenreiches. Dieses gelobte Land, dachte Andor mit Stolz, war die Heimat der Elfen. Er musste gemeinsam mit den Erwählten und seinem Vater einen Weg finden, es zu retten.

Wenig später stand er vor dem Ellcrys. Von den Erwählten war nirgends eine Spur zu entdecken. Der Baum stand verlassen da.

Ungläubig sah Andor sich um. Undenkbar, dass die Erwählten ihre Pflicht versäumt hatten, auch wenn der gewohnte Ablauf ihres Tages durch die Offenbarung des Ellcrys vielleicht durcheinandergeraten war. Im Laufe von Hunderten von Jahren hatten es die Erwählten niemals unterlassen, dem Baum beim ersten Lichtstrahl des neuen Tages den Morgengruß zu entbieten.

In großer Eile lief Andor aus dem Garten des Lebens hinaus und hastete zu dem von einer Mauer umgebenen Haus der Erwählten. Immergrüne Hecken und Büsche schlossen das Haus

ein, Blumenbeete säumten gepflasterte Fußpfade, und hinten waren in langen Reihen Gemüsebeete angelegt, in deren dunkler Erde frisches Grün spross. Eine niedrige Mauer aus verwittertem Stein umfriedete den Hof, in den von zwei Seiten weiße Holztürchen hineinführten.

Das Haus selbst lag in stummer Ruhe.

Andor verlangsamte den Schritt. Die Erwählten mussten doch längst wach sein! Doch nichts rührte sich. Eisige Kälte kroch dem Elfenprinzen ins Herz. Er ging weiter, und seine Augen spähten in die Schatten jenseits der geöffneten Haustür. Schließlich blieb er auf der Schwelle stehen.

»Lauren?«, rief er leise den Namen des jungen Elfen.

Er bekam keine Antwort. Nun trat er durch die Tür ins Innere des Hauses, aus dem die Schatten der Nacht noch nicht gewichen waren. Am Rande seines Blickfelds nahm er huschende Bewegungen wahr, welche die Zweige der umgebenden Nadelbüsche erzittern ließen. Plötzlich erfasste ihn Furcht. Was tat sich dort hinten im Dunkel?

Zu spät erinnerte er sich an die Waffen, die er in seinem Häuschen zurückgelassen hatte. Eine Weile stand er reglos da und wartete. Doch kein Laut war zu hören, der die Anwesenheit eines anderen lebenden Wesens verraten hätte. Entschlossen ging er weiter.

»Lauren ...?«

Inzwischen hatten sich seine Augen an die Düsternis des Hauses gewöhnt, und was er sah, ließ den Namen des jungen Elfen in seiner Kehle ersticken – Leichen, die im Wohnraum lagen, wie der Tod sie ereilt hatte, zerfetzt, erschlagen, niedergemacht. Lauren, Jase – alle Erwählten waren tot, wie von tollwütigen Raubtieren gerissen. Grenzenlose Verzweiflung übermannte Andor. Es lebte kein Erwählter mehr, um das Samenkorn des Ellcrys zum Blutfeuer zu tragen, falls man den Weg zum Sicher-

mal finden sollte. Es würde keine Wiedergeburt des Baumes geben, keine Rettung für die Elfen. Der Anblick der niedergemetzelten Toten erfüllte ihn mit Grauen und Übelkeit, und dennoch war er unfähig, sich von der Stelle zu rühren. Wie angewurzelt stand er regungslos da, während Entsetzen und Ekel ihn durchschüttelten und nur ein einziges schreckliches Wort unaufhörlich in seinem Geist widerhallte: Dämonen!

Andor wankte ins Freie, stützte sich gegen die Mauer des Hauses, um das Zittern seiner Glieder zu beruhigen. Als er sich schließlich wieder einigermaßen gefasst hatte, eilte er auf dem schnellsten Weg zur Schwarzen Wache, um Alarm zu schlagen, dann weiter in die Stadt. Sein Vater musste in Kenntnis gesetzt werden, und es war das Beste, dass er die schreckliche Nachricht von seinem Sohn erfuhr.

Was den Erwählten zugestoßen war, war nur allzu offenkundig. Mit dem allmählichen Verfall des Ellcrys hatte die Bannmauer der Verfernung Risse bekommen. Den kraftvollsten unter den Dämonen war der Ausbruch gelungen. Nur Dämonen konnten die Erwählten niedergemetzelt haben. Mit einem einzigen Schlag hatten sie bewirkt, dass sie nie wieder eingekerkert werden würden. Sie hatten all jene vernichtet, die die Wiedergeburt des Ellcrys und die Wiedererrichtung der Bannmauer herbeiführen konnten.

In wilder Hast stürzte er durch das Tor zum Park, in dem das Herrenhaus lag, hastete den Kiesweg hinunter, der am Garten vorbeiführte. Went war jetzt bei der Arbeit, hob flüchtig das von Wind und Wetter gegerbte Gesicht, als der Prinz an ihm vorübereilte. Andor sah ihn kaum, grüßte ihn nicht einmal.

Mit einem befriedigten Lächeln senkte sich der Kopf, der Wandler machte sich wieder an die Arbeit.

Die Abenddämmerung war schon hereingebrochen, als Andor Elessedil die Tür des Hauses hinter sich schloss, in dem die Erwählten gelebt hatten. Mit fester Hand sperrte er zum letzten Mal ab. Schweigen hüllte ihn ein, als er in die zunehmende Dunkelheit blickte. Das Haus war jetzt verlassen; die Leichen der sechs ermordeten jungen Männer waren fortgebracht worden, und Andor hatte dafür gesorgt, dass die persönliche Habe der Toten den Angehörigen zurückgegeben worden war. Still stand er in der Dunkelheit, mit seinen Gedanken allein.

Doch die Gedanken waren nicht von der Art, dass er gern bei ihnen verweilt hätte. Er hatte den Abtransport der schrecklich verstümmelten Leichen überwacht und anschließend die Verbringung der Geschichtsbücher des Ordens in die Gewölbe unter dem Herrenhaus der Elessedils beaufsichtigt. Auf Ersuchen seines Vaters hatte er die Aufzeichnungen Seite um Seite durchgesehen und nach jenem erlösenden Wort der Offenbarung geforscht, das sie vielleicht übersehen hatten. Doch er hatte nichts gefunden. Er schüttelte den Kopf. Es spielte ja auch keine Rolle mehr, dachte er hoffnungslos. Was konnte es ihnen jetzt noch helfen, wenn sie entdeckten, wo Sichermaal zu finden war? Was half es ihnen, das Blutfeuer zu finden, wenn es keinen Erwählten mehr gab, der das Samenkorn des Ellcrys dort hintragen konnte? Dennoch war er froh gewesen, mit etwas beschäftigt zu sein, was ihn von der Erinnerung an den grauenvollen Anblick im Haus der Erwählten ablenkte.

Er ließ das Haus hinter sich, durchquerte den Hof und schlug den Weg ein, der zum Garten des Lebens führte. Überall auf dem breiten Rücken des Carolan loderten rotgoldene Fackeln und durchdrangen die Dunkelheit. Und überall warteten Soldaten; Schwarze Wachen riegelten den Garten des Lebens ab, und die Leibgarde des Königs patrouillierte in den Straßen und Gassen der Stadt. Die Elfen lebten in Angst, eingedenk der entsetzlichen Ereignisse. Als sich die Nachricht vom Massaker im Haus der Erwählten wie ein Lauffeuer ausgebreitet hatte, hatte Eventine rasch die erforderlichen Maßnahmen ergriffen, um seinem Volk die beruhigende Gewissheit zu geben, dass es vor einem ähnlichen Schicksal geschützt sei; in Wahrheit allerdings glaubte er nicht daran, dass den Bürgern unmittelbare Gefahr drohte. Das Ungeheuer, das für den Tod der Erwählten verantwortlich war, hatte seinen Hass gegen niemanden sonst gerichtet. Dennoch konnte es nicht schaden, Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen, die nicht nur die Stadt schützten, sondern auch die Panik eindämmten, die, das spürte der König, unter seinem Volk auszubrechen drohte.

Das unheilvolle Unglück war bereits eingetreten. Der Baum war siech und würde bald sterben, und eine Wiedergeburt würde es nun nicht geben. Mit dem Tode des Ellcrys würde die Bannmauer einstürzen, und die bösen Mächte, die hinter ihr gefangen waren, würden hervorbrechen. Und wenn sie erst einmal frei waren, würden sie an dem Volk der Elfen Rache üben. Es sei denn, es geschah ein Wunder und es fand sich ein Zauberer, der das verhindern konnte.

Draußen, vor der Mauer zum Garten des Lebens, blieb Andor stehen. Langsam und tief holte er Atem, um wenigstens eine gewisse innere Ruhe zu finden und das Gefühl der Hilflosigkeit zu ersticken, das sich im Laufe des Tages wie eine böartige Krankheit wuchernd in ihm ausgebreitet hatte. Was im Namen der Ver-

nunft sollten sie tun? Selbst als die Erwählten noch am Leben gewesen waren, hatten sie wenig Hoffnung gehabt, das Blutfeuer rechtzeitig zu finden. Jetzt aber, da die Erwählten tot waren ...

Amberle. Wispernd schlich sich ihr Name durch seinen Kopf. Amberle. Laurens letzte Worte hatten ihr gegolten. Vielleicht, so hatte der junge Elf gemeint, könnte sie helfen. Zu diesem Zeitpunkt war Andor das unmöglich erschienen. Jetzt aber schien auch die geringste Möglichkeit besser als Untätigkeit. Andors Gedanken rasten. Wie konnte er seinen Vater davon überzeugen, die Aussicht in Betracht zu ziehen, dass Amberle ihnen helfen konnte? Wie konnte er seinen Vater auch nur dazu bewegen, mit ihm über das Mädchen zu sprechen? Er erinnerte sich, wie bitter und enttäuscht der alte König an dem Tag gewesen war, als er von Amberles Verrat an ihrer hohen Aufgabe gehört hatte. Dagegen stand die Verzweiflung, die Andor an diesem Morgen im Gesicht seines Vaters gelesen hatte, als er ihm die Nachricht von der Ermordung der Erwählten überbracht hatte. Sein Entschluss war leicht gefasst. Der König brauchte dringend Hilfe, ganz gleich, woher sie kam. Und da Arion ins Sarandanon gereist war, musste Andor, das war ihm klar, ihm diese Hilfe geben. Wie sonst aber konnte er ihm helfen als damit, dass er ihm vorschlug, Amberle ausfindig zu machen?

»Elfenprinz?«

Die Stimme kam aus dem Nichts. Andor erschrak, fuhr zurück und unterdrückte einen Schrei. Ein Schatten glitt aus dem Schutz der Fichten, die dicht an der Mauer zum Garten des Lebens wuchsen. Ein Schatten, der dunkler war als die Nacht, die ihn umhüllte. Einen Moment lang stockte Andor der Atem, und er erstarrte unschlüssig. Als er dann hastig nach dem kurzen Schwert griff, das er in seinem Gürtel trug, war der Schatten schon bei ihm, und eine Hand legte sich auf die seine, während eiserne Finger seinen Arm zurückhielten.

»Friede, Andor Elessedil.« Die Stimme klang leise, aber gebieterisch. »Ich bin kein Feind von Euch.«

Die schemenhafte Gestalt war, wie Andor jetzt sah, die eines hochgewachsenen Menschen, der gut über sieben Fuß maß. Der magere, sehnige Körper war dicht in schwarze Gewänder verummumt, und die Kapuze des Reisemantels umschloss den Kopf des Mannes so eng, dass von seinem Gesicht nichts zu erkennen war außer den schmalen Augen, die wie die einer Katze glühten.

»Wer seid Ihr?«, stieß der Elfenprinz schließlich hervor.

Der Fremde hob die Hände und schlug die Kapuze zurück, um die Züge des Antlitzes zu offenbaren, die sich darunter verbargen. Es war ein zerfurchtes und verwittertes Gesicht mit einem kurzen schwarzen Bart, der einen breiten, ernsten Mund umrahmte. Das Haar trug der Mann schulterlang. Die durchdringenden, blitzenden Katzenaugen lagen tief unter dichten, buschigen Brauen, die über einer langen, flachen Nase grimmig gerunzelt waren. Diese Augen blickten Andor ins Gesicht, und der Elfenprinz gewahrte, dass er unfähig war, den Blick von ihnen zu wenden.

»Euer Vater würde mich kennen«, flüsterte der Fremde. »Ich bin Allanon.«

Andor erstarrte. Ungläubigkeit breitete sich auf seinen Zügen aus.

»Allanon?« Er schüttelte langsam den Kopf. »Aber – aber Allanon ist tot!«

Sarkasmus lag in der tiefen Stimme, und die Augen glühten wieder auf.

»Habt Ihr den Eindruck, dass ich tot bin, Elfenprinz?«

»Nein – nein, ich kann ja sehen ...« Andor stockte. »Aber es ist mehr als fünfzig Jahre her ...«

Er brach ab, als die Erinnerungen an die Erzählungen seines Vaters erwachten: die Suche nach dem Schwert von Shannara; die Rettung Eventines aus dem Lager der feindlichen Heere; die

Schlacht bei Tyriss; der Sieg über den Hexenmeister durch den kleinen Talbewohner Shea Ohmsford. Während all dieser Ereignisse hatte Allanon den bedrängten Völkern der vier Länder mit seiner Kraft und seiner Weisheit Beistand geleistet. Als alles vorüber und der Hexenmeister geschlagen war, war Allanon verschwunden. Shea Ohmsford, so hieß es, war der Letzte gewesen, der ihn noch gesehen hatte. Später waren Gerüchte umgegangen, dass Allanon zu anderen Zeiten und an anderen Orten in einem der Vier Länder erschienen war. Doch nach Westland, zu den Elfen, war er nicht gekommen. Keiner von ihnen hatte erwartet, ihn je wieder zu sehen. Doch, wie sein Vater ihm häufig bedeutet hatte, lernte man bei den Druiden rasch, das Unerwartete zu erwarten. Ewiger Wanderer, Historiker, Philosoph und Zauberer, Hüter der Rassen, letzter Vertreter der uralten Druiden, der Weisen der neuen Welt – all dies, hieß es, sei Allanon gewesen.

Doch war dieser Fremde wirklich Allanon?

»Seht mich an, Elfenprinz«, befahl der hochgewachsene dunkle Mann und trat einen Schritt näher. »Ihr werdet erkennen, dass ich die Wahrheit spreche.«

Andor blickte in das geheimnisvolle Antlitz, tief in die glitzernden schwarzen Augen, und plötzlich waren alle Zweifel verschwunden. Der Mann, der vor ihm stand, war Allanon.

»Bringt mich zu Eurem Vater. Ich möchte mit ihm sprechen.« Allanons Stimme klang leise und verschwörerisch. »Wählt einen Weg, der selten benutzt wird. Ich möchte meinen Besuch geheim halten. Schnell jetzt, bevor die Wachen auftauchen.«

Andor verschwendete keine Zeit mit Widerspruch. Der Druiden folgte ihm so dicht wie sein eigener Schatten, als er in Richtung der Stadt eilte.

Bald danach kauerten sie im Schatten einer Gruppe immergrüner Büsche. Hier, an einem Ende des Schlossparks, befand sich



ein kleines Seitentor. Andor zog einen Bund Schlüssel aus seiner Tasche und schob einen ins Schloss. Er drehte sich mit einem kurzen, durchdringenden Knirschen, und das Tor sprang auf.

Unter normalen Umständen wäre der Park lediglich von den Torhütern bewacht worden. In der Frühe des Tages jedoch, kurz nachdem Andor die niedergemetzelten Erwählten in ihrem Haus gefunden hatte, war auch Went mit gebrochenem Genick unter einem Busch am Rande des Südgartens entdeckt worden. Da er auf andere Weise umgekommen zu sein schien als die Erwählten, sah man zunächst keinen Anlass, hier einen Zusammenhang zu vermuten. Dennoch war die Leibgarde des Königs beunruhigt, und man hatte zusätzliche Wachposten im Park verteilt. Dardan und Rhoe, die persönlichen Leibwächter des Königs, hatten vor der Tür zu den Gemächern des Königs Posten bezogen.

Andor hätte es nicht für möglich gehalten, dass jemand sich durch den Park zum Herrenhaus schleichen könnte, ohne von den Wächtern gesehen zu werden. Irgendwie jedoch gelang es ihnen unter der Führung des Druiden, unbemerkt das Haus zu erreichen. Allanon schien so wesenlos zu sein wie die nächtlichen Schatten, die lautlos in der Dunkelheit schlichen. Er sorgte dafür, dass Andor stets dicht an seiner Seite blieb, und so gelangten sie schließlich zu den hohen Fenstertüren des Studierzimmers des Königs. Dort hielten sie einen Augenblick inne, während der Druide an einem der durch Vorhänge verhüllten Fenster lauschte. Dann nahm Allanon den eisernen Riegel und zog ihn zurück. Geräuschlos schwang die Fenstertür auf, und der Druide und der Elfenprinz traten ins Zimmer.

Eventine Elessedil, der über alte Bücher gebeugt an seinem Lesetisch gesessen hatte, sprang auf und starrte ungläubig zunächst seinen Sohn, dann den Mann an, der ihm folgte.

»Allanon!«, stieß er flüsternd hervor.

Der Druide schloss die Fenstertür, zog den Vorhang wieder zu

und wandte sich dann um, so dass das Kerzenlicht sein Gesicht beleuchtete.

»Nach so langer Zeit!« Eventine schüttelte verwundert und ungläubig den Kopf und trat hinter dem Tisch hervor. Erst jetzt erkannte er die Züge des hochgewachsenen Mannes klar und deutlich, und Ungläubigkeit wurde zu staunender Verwunderung. »Allanon! Ihr seid nicht gealtert! Ihr – Ihr habt Euch nicht verändert, seit ...« Die Worte versagten ihm. »Wie ...«

»Ich bin der, der ich immer war«, erklärte der Druide kurz. »Das muss Euch genügen, Elfenkönig.«

Eventine nickte wortlos, noch immer benommen von dem so unerwarteten Erscheinen des anderen. Langsamem Schrittes kehrte er an seinen Lesetisch zurück, und die beiden Männer nahmen einander gegenüber Platz. Andor blieb stehen, unschlüssig, ob er bleiben oder sich entfernen sollte.

»Setzt Euch zu uns, Elfenprinz.« Allanon deutete auf einen dritten Sessel.

Andor setzte sich rasch, erfreut, einbezogen zu sein, und gespannt, was beraten werden würde.

»Ihr wisst, was geschehen ist?«, wandte sich der König an Allanon.

Der Druide nickte. »Das ist der Grund, weshalb ich gekommen bin. Ich spürte eine Bresche in der Bannmauer. Ein Wesen, das hinter dieser Mauer gefangen war, ist in diese Welt eingedrungen. Es ist ein Wesen von sehr großer Macht. Das Erscheinen dieses Wesens ...«

Aus dem Korridor hinter der Tür des Arbeitszimmers drang der schwache Klang von Schritten herüber. Augenblicklich sprang der Druide auf die Beine. Dann jedoch hielt er inne. Sein Gesicht war ruhig, als er den König anblickte.

»Niemand darf erfahren, dass ich hier bin.«

Eventine versicherte Verschwiegenheit. Er nickte nur, erhob

sich aus seinem Sessel, ging rasch zur Tür und öffnete sie. Auf der Schwelle hockte Manx und wedelte zaghaft mit dem Schwanz, während er aus dunklen Augen zu seinem Herrn aufblickte. Eventine trat in den Flur hinaus und stieß auf Gael, der mit einem Teetablett herankam. Lächelnd nahm der König es ihm ab.

»Geh nach Hause und schlaf dich aus«, befahl er. Als Gael Einwände erheben wollte, schüttelte der König mit Entschiedenheit den Kopf. »Keine Widerrede! Wir haben morgen wichtige Dinge zu erledigen. Geh nach Hause. Mir kann nichts geschehen. Sage Dardan und Rhoe, dass sie Wache halten sollen, bis ich mich zurückziehe. Ich möchte niemanden sehen.«

Mit einer hastigen Bewegung wandte er sich ab und betrat wieder sein Arbeitszimmer, wobei er die Tür mit fester Hand hinter sich schloss. Manx hatte sich hereingeschlichen und beschnupperte forschend den Fremden, der am Lesetisch seines Herrn saß. Dann legte er sich, offenbar beruhigt, am offenen Kamin nieder, senkte zufrieden den grauen, zottigen Kopf auf seine Pfoten und schloss träge seine braunen Augen.

Eventine nahm wieder seinen Platz ein.

»Dann war es dieses Wesen, das die Erwählten getötet hat?«, fragte er, den Faden des Gesprächs erneut aufnehmend.

Der Druide nickte. »Ja, ich glaube es zumindest. Ich habe die Gefahr gespürt, die den Erwählten drohte, und bin so rasch ich konnte herbeigeeilt. Leider nicht schnell genug, um sie zu retten.«

Eventine lächelte traurig. »Ich fürchte, die Schuld liegt bei mir. Ich ließ sie schutzlos, selbst nachdem mir berichtet worden war, dass der Bannspruch seine Wirkung zu verlieren drohte. Doch selbst wenn die Erwählten am Leben geblieben wären, bin ich nicht sicher, dass sie den Ellcrys hätten retten können. Die Bilder, die der Baum ihnen von dem Standort des Blutfuers mitteilte, vermochten wir nicht zu deuten. Nicht einmal der Name, den der Ellcrys nannte, ist bekannt. Sicherlich – kennt Ihr ihn?«

Allanon schüttelte den Kopf.

»Unsere Aufzeichnungen berichten nichts über Sichermal – weder die meiner Vorgänger noch jene, die von den Erwählten gemacht wurden«, fuhr der König fort. »Ich stehe vor einer unlösbaren Aufgabe. Der Ellcrys stirbt. Um ihn zu retten, muss einer der Erwählten, denen in diesem Jahr die Hege des Baumes obliegt, sein Samenkorn zum Blutfeuer bringen und es in seine Flammen eintauchen, um es dann der Erde zurückzugeben. Nur so ist die Wiedergeburt möglich.«

»Ich bin mit der Geschichte vertraut«, warf der Druide ungeduldig ein.

Der König errötete. Der Zorn und das Gefühl hilfloser Ohnmacht, die er bis jetzt mühsam beherrscht hatte, brachen sich gewaltsam Bahn.

»Dann haltet Euch Folgendes vor Augen: Wir wissen nicht, wo das Blutfeuer zu finden ist. Nicht in einer unserer Aufzeichnungen wird der Name Sichermal je erwähnt. Die Erwählten leben alle nicht mehr. Wir haben niemanden, der das Samenkorn des Ellcrys zum Blutfeuer bringen kann. So bitter es ist, es ist eindeutig, wie diese Katastrophe enden wird. Der Ellcrys wird sterben. Die Mauern des Bannspruchs werden nicht länger standhalten. Die Mächte des Bösen werden wieder in Freiheit sein. Den Elfen und allen Rassen, die in den Vier Ländern leben, droht ein Kampf, der unser aller Untergang sein wird.«

Mit einer heftigen Bewegung beugte er sich vor.

»Ich bin nur König; ein König und weiter nichts. Doch Ihr seid Druide und ein Zauberer. Wenn Ihr helfen könnt, dann tut es. Ich bin mit meiner Macht am Ende.«

Der Druide neigte den Kopf leicht zur Seite, so als überdenke er ein Problem.

»Bevor ich Euch aufgesucht habe, Eventine, war ich im Garten des Lebens, um mit dem Ellcrys zu sprechen.«

Der König starrte ihn ungläubig an.

»Ihr habt mit dem Ellcrys gesprochen?«

»Genauer wäre es vielleicht zu sagen, dass der Baum zu mir gesprochen hat. Hätte er sich darauf nicht eingelassen, so hätte zwischen uns kein Gespräch stattfinden können.«

»Aber er spricht nur zu den Erwählten«, warf Andor ein und schloss hastig wieder seinen Mund, als er bemerkte, wie sein Vater unwillig die Stirn runzelte.

»Mein Sohn hat Recht, Allanon.« Eventine wandte sich wieder an den Druiden. »Der Ellcrys spricht nur zu den Erwählten – und auch zu ihnen nur selten.«

»Er spricht zu denen, die ihm dienen«, entgegnete Allanon. »Unter den Elfen tun dies nur die Erwählten. Aber auch die Druiden haben dem Ellcrys gedient, wenn auch auf andere Weise. Wie dem auch sei, ich bot mich zum Gespräch an, und der Baum sprach zu mir. Was er mir sagte, lässt den Schluss zu, dass Ihr die Lage zumindest in einer Hinsicht falsch beurteilt.«

Eventine wartete voller Ungeduld, dass der Druide fortfahren würde. Doch der saß schweigend da und blickte den Elfenkönig abwartend an.

»Gut, dann werde ich die Frage stellen.« Der König zwang sich zur Ruhe. »In welcher Hinsicht beurteile ich die Lage falsch?«

»Bevor ich Euch das sage«, antwortete Allanon, sich vorneigend, »müsst Ihr eines verstehen: Ich bin gekommen, meine Hilfe anzubieten, soweit dies in meiner Macht steht, denn das Böse, das in den Bannmauern der Verfemung gefangen ist, bedroht alles Leben in den Vier Ländern. Was ich an Hilfe zu bieten habe, gebe ich gern, doch unter einer Bedingung: Ich bedinge mir die Freiheit aus, so zu handeln, wie ich es für richtig halte. Auch wenn es Euer Misstrauen herausfordern sollte, Eventine Ellesdild. Selbst und gerade dann. Billigt Ihr das?«

Der König zögerte. Seine blauen Augen musterten das dunk-

le Gesicht des anderen, suchten dort nach Antworten. Endlich nickte er.

»Ja, ich billige es. Ihr sollt in dieser Sache handeln, wie Ihr es für richtig haltet.«

Der Druide lehnte sich zurück, jede Gefühlsregung sorgfältig verbergend, während er Andor und den König betrachtete.

»Zum einen glaube ich, dass ich bei der Suche nach dem Ort Sichermaal hilfreich sein kann. Die Bilder, die mir der Ellcrys von diesem Ort zeigte, als wir miteinander sprachen, waren auch mir, wie ich schon erwähnte, nicht vertraut. Sie waren mir deshalb unbekannt, weil sie die Welt so zeigten, wie sie war, als der Ellcrys geschaffen wurde. Die Großen Kriege jedoch haben die Geografie der alten Welt so grundlegend verändert, dass die Erinnerungen des Ellcrys nicht mehr zutreffen. Immerhin haben wir den Namen Sichermaal. Ihr habt mir berichtet, dass in den Geschichtsbüchern der Elfenkönige und des Ordens der Erwählten dieser Name nicht genannt wird. Aber es gibt noch einen anderen Ort, wo man suchen kann. In Paranor, in der Druidenfestung, werden Geschichtsbücher aufbewahrt, die sich einzig mit den Wissenschaften und mystischen Phänomenen der alten Welt beschäftigen. Es ist möglich, dass diese Bücher einen Hinweis auf die Erschaffung des Ellcrys und den Heimatort des Blutfeuers enthalten. Das ist vielmehr eine naheliegende Möglichkeit, da ein großer Teil des Wissens, das in diesen alten Geschichtsbüchern gesammelt ist, zur Zeit des Ersten Druidenrats zusammengetragen wurde – von den einzelnen Mitgliedern gemäß der mündlichen Überlieferung seit der Großen Katastrophe. erinnert Euch, dass der führende Kopf dieses Rats Galaphile war, und Galaphile war ein Elf. Er wird dafür Sorge getragen haben, dass etwas über die Erschaffung des Ellcrys und den Heimatort des Blutfeuerbrunnens niedergelegt wurde.«

Allanon machte eine Pause.

»Heute Nacht, wenn wir zum Ende gekommen sind, reise ich weiter nach Paranor. Die alten Bücher befinden sich an einem geheimen Ort, und nur ein Druide vermag sie zu finden; deshalb muss ich mich selbst dorthin begeben. Ich glaube aber, dass in den alten Schriften etwas über den Ort namens Sichermaal niedergeschrieben steht. Und daraus, so hege ich die Hoffnung, werden wir ersehen können, wo das Blutfeuer zu finden ist.«

Er faltete die Hände auf dem Tisch, und sein Blick hielt den des Königs wie bannend fest.

»Was die Erwählten angeht, Eventine, so irrt Ihr Euch! Sie sind nicht alle ermordet worden.«

Einen Augenblick legte sich Totenstille über den Raum. Amberle, dachte Andor überrascht. Er meint Amberle!

»Alle sechs wurden getötet!«, begann Eventine und brach unvermittelt ab.

»Es waren sieben Erwählte«, versetzte der Druide ruhig. »Sieben.«

Der König erstarrte. Er packte die Tischkante so fest, dass die Knöchel seiner Hände weiß hervortraten. In seinen Augen spiegelten sich Zorn und Ungläubigkeit.

»Amberle«, stieß er hervor, und es klang, als stoße er einen Fluch aus.

Der Druide nickte. »Sie ist eine der Erwählten.«

»Nein!« Der König war aufgesprungen. »Nein, Druide!«, rief er laut.

Aus dem Korridor hallte das Geräusch eilender Schritte, dann trommelten Fäuste an die Tür des Studierzimmers. Die laute, erregte Stimme des Königs hatte Dardan und Rhoe aufgeschreckt. Eilig lief Andor zur Tür und öffnete sie. Mit Überraschung sah er, dass nicht nur die Leibwächter draußen standen, sondern auch Gael. Alle drei spähten neugierig in das Studierzimmer, doch Andor verspernte ihnen den Blick. Dann tauchte sein Vater neben ihm auf.

»Ich habe dir gesagt, du sollst nach Hause gehen, Gael«, tadelte Eventine den jungen Elfen in strengem Ton. »Geh jetzt.«

Gael verneigte sich automatisch, und sein Gesicht zeigte deutlich, wie sehr ihn die Worte des Königs kränkten. Ohne ein Wort ging er durch den Korridor davon und verschwand. Der König nickte den Leibwachen zu, versicherte ihnen, dass alles in Ordnung sei, und sie kehrten auf ihre Posten zurück.

Eine Weile verharrte der König schweigend auf der Schwelle, dann schloss er die Tür. Aus den durchdringenden blauen Augen sah er zuerst seinen Sohn an, dann Allanon.

»Woher habt Ihr Kenntnis von Amberle?«

»Als der Ellcrys zu mir sprach, teilte er mir mit, dass sieben erwählt worden waren, darunter ein junges Mädchen. Er sagte mir auch, dass ihr Name Amberle Elessedil lautet.«

Der Druide schwieg, während er aufmerksam das Antlitz des Elfenkönigs musterte. Es war von Bitterkeit gezeichnet. Alle Farbe war daraus gewichen.

»Es ist ungewöhnlich, dass der Ellcrys eine junge Frau erwählt«, fuhr Allanon fort. »Soviel ich weiß, waren es insgesamt nicht mehr als fünf oder sechs – und in den letzten fünfhundert Jahren war kein Mädchen mehr unter ihnen.«

Der König schüttelte ärgerlich den Kopf.

»Amberles Erwählung war eine Ehre, die ihr jedoch nichts bedeutete. Sie trat diese Ehre mit Füßen. Sie brachte Schande über ihr Volk und ihre Familie. Sie gilt nicht mehr als Erwählte. Sie ist keine Bürgerin dieses Landes mehr. Sie ist eine Ausgestoßene. Sie selbst hat es nicht anders gewollt.«

Mit einer raschen Bewegung sprang Allanon auf. Sein Gesicht war plötzlich von Härte gezeichnet.

»Sie ist Eure Enkelin, und Ihr sprecht wie ein alter törichter Narr.«

Eventine fuhr zornig hoch bei dieser Zurechtweisung, doch



er hüllte sich beherrscht in Schweigen. Der Druide trat auf ihn zu.

»Hört mir zu. Amberle ist eine Erwählte. Es ist wahr, dass sie dem Ellcrys nicht so diente wie die anderen. Es ist wahr, dass sie ihre Pflichten als Erwählte vernachlässigt hat. Es ist wahr, dass sie aus Gründen, die nur ihr selbst bekannt waren, Arborlon und Westland, ihre Heimat, verlassen hat, obwohl sie damit Schande über ihre Familie und besonders über Euch, den König, brachte. Es ist wahr, dass sie selbst glaubt, nicht mehr zu den Erwählten zu gehören. Aber nehmt eins zur Kenntnis: Weder Euch noch ihrem Volk steht es zu, ihr das zu nehmen, was der Ellcrys ihr verliehen hat. Auch sie selbst kann es nicht einfach abschütteln. Nur der Ellcrys allein kann nehmen, was er gegeben hat. Und solange der Ellcrys nichts Gegenteiliges sagt, bleibt Amberle eine Erwählte in seinem Dienst – eine Erwählte, die das Samenkorn des Ellcrys zum Blutfeuer bringen kann, eine Erwählte, die dem Baum neues Leben und die Wiedergeburt schenken kann.«

Allanon machte eine Pause.

»Auch ein König versteht nicht immer alles, Eventine Elessedil. Es gibt Dinge, die man einfach hinnehmen muss.«

Ohne ein Wort starrte Eventine den Druiden an. Der Zorn in seinen Augen war erloschen, stattdessen spiegelte sein Blick Kränkung und Verwirrung.

»Einst stand ich ihr sehr nahe«, sagte er schließlich. »Nach dem Tod ihres Vaters – meines Sohnes Aine – wurde ich ihr wie ein Vater. Sie war damals noch ein Kind, knapp sieben Jahre alt. An den Abenden haben wir zusammen gespielt ...« Er brach ab, unfähig weiterzusprechen, und holte tief Atem, um wieder ruhig zu werden. »Sie hatte etwas an sich, was ich seither nie wieder gefunden habe; eine Reinheit, eine Unschuld, eine Güte des Herzens. Ich bin ein alter Mann, der diese Worte über seine Enkelin

spricht, aber ich spreche nicht wie ein Blinder vom Licht. Denn ich kannte sie.«

Allanon erwiderte nichts. Der König kehrte zu seinem Sessel zurück und ließ sich langsam darin nieder.

»Aus den Geschichtsbüchern geht hervor, dass seit der Zeit von Jerle Shannara keine Frau mehr erwählt wurde, dem Ellcrys zu dienen. Amberle war die erste – die erste seit mehr als fünfhundert Jahren. Es war eine Ehre, für die andere alles gegeben hätten.« Er schüttelte in ungläubiger Verwirrung den Kopf. »Doch Amberle machte sich nichts daraus. Sie ging einfach fort. Sie gab keinem eine Erklärung – mir nicht, ihrer Mutter nicht, niemandem. Nicht ein einziges Wort. Sie ging einfach fort.«

Hilflos verstummte er. Allanon nahm wieder ihm gegenüber Platz. Die dunklen Augen blickten den König eindringlich an.

»Sie muss zurückgeholt werden. Sie ist die einzige Hoffnung, die das Elfenvolk noch hat.«

»Vater!« Andor sprach, ehe er Zeit hatte, es sich anders zu überlegen. Impulsiv kniete er neben dem alten Mann nieder. »Vater, an dem Abend vor seinem Tod hat Lauren noch einmal mit mir gesprochen. Er erzählte mir, dass der Ellcrys viele Male zu Amberle gesprochen hatte, nachdem er sie erwählt hatte. So etwas war noch nie vorgekommen. Vielleicht ist Amberle unsere größte Hoffnung.«

Der König blickte ihn verständnislos an, so als hätten die Worte, die er soeben geäußert hatte, keine Bedeutung. Dann legte er die Hände flach auf der blanken Platte des Lesetisches ineinander und nickte.

»Für mich ist es nur eine schwache Hoffnung, Andor. Es mag sein, dass unser Volk sie wieder aufnimmt, wenn auch nur deshalb, weil sie gebraucht wird. Aber ganz sicher bin ich nicht; was sie getan hat, ist in den Augen der Leute unverzeihlich. Es mag auch sein, dass der Ellcrys sie annimmt – als Erwählte und auch

als Überbringerin des Samenkorns. Ich will nicht behaupten, dass ich auf all diese Fragen Antworten habe. Und meine eigenen Gefühle sind in dieser Angelegenheit nicht von Bedeutung.« Er wandte sich wieder an Allanon. »Amberle selbst wird gegen uns sein, Druide. Als sie dieses Land verließ, kehrte sie ihm für immer den Rücken. Sie glaubte fest daran, dass es so sein müsse; irgendetwas gab ihr diesen Glauben. Ihr kennt sie nicht, wie ich sie kenne. Sie wird nie zurückkehren.«

Allanons Züge blieben unverändert.

»Das wird sich erweisen. Wir müssen sie finden und befragen.«

»Aber ich weiß nicht, wo sie ist.« In der Stimme des Königs schwang ein Unterton von Bitterkeit mit. »Ich bezweifle, dass irgendjemand es weiß.«

Der Druide schenkte bedächtig einen Becher Kräutertee ein und reichte ihn dem König.

»Ich weiß es.«

Sprachlos blickte Eventine ihn einen Augenblick lang an. Widerstreitende Gefühle spiegelten sich auf seinem Gesicht, und plötzlich standen Tränen in seinen Augen. Doch sie versiegtten rasch.

»Ich hätte es mir denken können«, meinte er schließlich. Er stand auf und trat einige Schritte vom Tisch zurück, so dass sein Gesicht in den Schatten des Raumes eintauchte. »Ihr habt die Freiheit, in dieser Angelegenheit zu handeln, wie Ihr es für richtig haltet, Allanon. Das wisst Ihr bereits.«

Auch Allanon erhob sich. Dann sagte er zu Andors Überraschung: »Ich benötige die Dienste Eures Sohnes noch für kurze Zeit, bis ich aufbreche.«

Eventine wandte sich nicht um.

»Wie Ihr wünscht.«

»Denkt daran – niemand darf von meinem Besuch erfahren.«

Der König nickte. »Es wird niemand erfahren.«

Kurz darauf trat der Druide durch die von Vorhängen verhüllte Fenstertür und war ihren Blicken entschwunden. Andor blieb unschlüssig stehen und sah seinen Vater an, dann ging auch er.

Er wusste, dass die Gedanken des alten Mannes jetzt bei Amberle weilten.

In der Schwärze der Wälder von Westland nördlich von Carolan kauerte still, mit geschlossenen Augen, der Dagda Mor. Als er sie wieder aufschlug, glitzerten sie vor Genugtuung. Der Wandler hatte ihm wohl gedient. Langsam erhob er sich, und der Stab der Macht flammte auf, als seine Hände sich um das polierte Holz schlossen.

»Druide«, zischte er leise. »Ich weiß von dir.«

Er winkte dem formlosen Schatten, dem Raffer, und das Ungeheuer erhob sich aus der Schwärze der Nacht. Der Dagda Mor richtete den Blick ostwärts. Er würde den Druiden in Paranor erwarten. Aber nicht allein. Er fühlte die große Macht des Druiden und hatte Angst vor ihr. Der Raffer war vielleicht stark genug, solcher Macht zu widerstehen, doch für den Raffer hatte er bessere Verwendung. Nein, da war anderer Beistand vonnöten. Er würde eine Anzahl Brüder aus dem Kerker hinter der verfallenden Mauer der Verfemung befreien.

Genügend an Zahl, um den Druiden zu stellen. Ausreichend, um ihn zu töten.

Allanon erwartete Andor, als dieser aus dem erleuchteten Studierzimmer trat, und zusammen eilten sie durch den Park und dann durch das kleine Seitentor auf die Straße hinaus. Allanon bat Andor, ihn zu den Stallungen zu führen. Schweigend folgten beide einem dunklen Pfad, der sie durch ein Wäldchen zu den Koppeln führte und von dort zu den Stallungen. Mit einem sanften Wort der Beschwichtigung entließ Andor den alten Knecht, und Allanon und er traten hinein.

Öllampen erhellten schwach eine Doppelreihe von Ständen, und das Wiehern der Pferde durchdrang die Stille. Langsam schritt Allanon an den Ständen entlang, und sein Blick wanderte prüfend von Pferd zu Pferd. Andor folgte ihm abwartend.

Schließlich blieb der Druide stehen und wandte sich nach Andor um.

»Den da«, sagte er und wies auf das Pferd. »Der ist der Richtige für mich.«

Andor blickte voll Unbehagen auf das Pferd, das Allanon gewählt hatte. Es war ein mächtiger rabenschwarzer Hengst namens Artaq, groß und kräftig genug, einen Reiter von Allanons Größe zu tragen, ein Tier, das große Strapazen ertragen konnte. Es war ein Jagdpferd, mehr auf Ausdauer denn auf Schnelligkeit gezüchtet. Doch Andor wusste, dass der Hengst auf kurzen Strecken auch zu hoher Geschwindigkeit fähig war. Der Hengst hatte einen schmalen Kopf, klein im Verhältnis zu seinem gewaltigen, breitbrüstigen Körper. Die weit auseinanderliegenden

Augen strahlten in einem verblüffenden Himmelblau. Intelligenz lag in diesen Augen; Artaq war kein Pferd, das sich willig von jedem führen ließ.

Genau da lag das Problem. Artaq war eigenwillig und unberechenbar. Er machte sich einen Spaß daraus, mit seinem Reiter zu spielen, und diese Spiele endeten im Allgemeinen damit, dass die Reiter abgeworfen wurden. Nicht wenige hatten bei diesen Abwürfen mehr oder minder schwere Verletzungen davongetragen. Wenn der Reiter auf Artaqs Rücken nicht kräftig und flink war, gelang es Artaq unweigerlich, ihn innerhalb weniger Sekunden nach dem Aufsitzen aus dem Sattel zu werfen. Es gab kaum jemanden, der sich noch auf dieses Risiko einließ. Selbst der König ritt den Hengst nur noch selten, obwohl er einst sein Lieblingspferd gewesen war.

»Es gibt noch andere Pferde ...«, meinte Andor etwas zaghaft, doch Allanon schüttelte ablehnend den Kopf.

»Dieser Hengst ist der Richtige. Wie heißt er?«

»Artaq«, antwortete der Elfenprinz.

Allanon musterte das Pferd eine Weile peinlich genau, dann klappte er den Riegel hoch und trat in den Stand. Andor kam näher, um zu sehen, wie die Dinge sich entwickelten. Der Druiden blieb ruhig vor dem großen Rappen stehen, hob dann lockend eine Hand. Zu Andors Überraschung kam Artaq zu ihm. Allanon streichelte mit langsamen und behutsamen Bewegungen den seidig glänzenden Hals und neigte den Kopf, um dem Pferd etwas ins Ohr zu flüstern. Dann legte er ihm ein Halfter an und führte ihn aus dem Stand, den Gang hinunter dorthin, wo Sättel und Zaumzeug aufgehängt waren. Kopfschüttelnd folgte Andor. Der Druiden wählte Sattel und Zügel und zäumte das Pferd, nachdem er ihm das Halfter abgenommen hatte. Mit einem Wort der Aufmunterung schwang er sich dann auf den Rücken des Hengstes.

Andor hielt den Atem an. Gemächlichen Schrittes ließ Allanon

den Rappen den Gang hinuntertrötten und den anderen wieder hinauf. Artaq gehorchte ihm willig und aufmerksam; mit diesem Reiter konnte man nicht spielen. Allanon ritt ihn zu Andor zurück und schwang sich aus dem Sattel.

»Während meiner Abwesenheit, Elfenprinz«, sagte er, die schwarzen Augen fest auf Andor gerichtet, »vertraue ich Euch die Sorge um Euren Vater an. Seht darauf, dass er keinen Schaden nimmt.« Er machte eine Pause. »Ich verlasse mich auf Euch.«

Andor nickte, erfreut, dass Allanon ihm solches Vertrauen entgegenbrachte. Der Druiden blickte ihn noch einmal forschend an, dann wandte er sich ab. Gefolgt von dem Elfenprinzen, führte er Artaq zum rückwärtigen Teil des Stalles und stieß die breite zweiflügelige Tür auf.

»Lebt wohl, Andor Elessedil«, grüßte er Abschied nehmend, bestieg wieder das Pferd und ritt in schnellem Trab davon.

Andor blickte ihm nach, bis ihn die Dunkelheit verschluckt hatte.

Zwei Nächte und zwei Tage ritt Allanon gen Osten, Paranor entgegen. Sein Weg führte ihn durch die tiefen Wälder von Westland zur Pforte des historischen Rhenntales und von dort in das weite, leere Ödland der Streleheim-Ebene. Er ritt in zügigem Tempo, legte nur kurze Pausen ein, um Artaq zu füttern und zu tränken, und achtete darauf, sich wo immer möglich auf geschütztem Gebiet zu halten und das offene Land zu meiden. Um Handelsstraßen und viel bereiste Marschwege schlug er einen großen Bogen. Bisher wussten nur der Elfenkönig und sein Sohn, dass er in die Vier Länder zurückgekehrt war. Keiner außer ihnen hatte Kenntnis von den alten Geschichtsbüchern der Druiden in Paranor; keiner außer ihnen ahnte, dass es eine siebente Erwählte gab. Wenn die Mächte des Bösen, welche die Mauer der Verfeinerung durchbrochen hatten, von alledem etwas erfahren sollten,

würde das Gelingen seiner Unternehmung gefährdet sein. Absolute Verschwiegenheit und Heimlichkeit waren seine verlässlichsten Verbündeten, und so sollte es bleiben.

Am Abend des zweiten Tages erreichte er Paranor. Der Druiden war sicher, dass ihm niemand gefolgt war.

Noch ein gutes Stück von der alten Festung entfernt, ließ er Artaq in einem kleinen Tannenwäldchen zurück, wo es saftiges Gras und Wasser genug gab, und ging den Rest des Weges zu Fuß. Nichts war mehr so, wie es sich zur Zeit des Hexenmeisters dargeboten hatte. Die Wolfsrudel, die in den umgebenden Wäldern umhergestrichen waren, gab es nicht mehr. Die giftige Dornenhecke, welche die Burg wie eine unüberwindbare Mauer eingeschlossen hatte, war verschwunden. Still und friedlich lag das Land in der Dämmerung des frühen Abends, und die Wälder waren erfüllt von den anheimelnden Lauten der Tiere, die sich auf die hereinbrechende Nacht vorbereiteten.

Minuten später stand er am Fuß der Druidenfestung. Die alte Anlage thronte auf einem massiven Felsblock, so hoch über den Wipfeln der umliegenden Wälder, als sei sie von Riesenhand aus den Tiefen der Erde emporgeschleudert worden. Einen atemberaubenden Anblick bot sie, einem Märchenschloss kindlicher Fantasie gleich mit der viel gezackten Silhouette der spitzen Türme und zinnenbewehrten Mauern, den Erkern und Brustwehren, deren verwittertes weißes Gestein sich scharf von dem tiefen Blau des Nachthimmels abhob.

Allanon blieb stehen. Die Geschichte Paranors war die Geschichte der Druiden, die Geschichte seiner Vorfahren. Sie begann vor tausend Jahren, nachdem die Großen Kriege die Rasse der Menschen ausgerottet und das Gesicht der alten Welt für immer verändert hatten. Sie begann nach Jahren primitiven, unzivilisierten Lebens, nach einer Zeit, während der die Überlebenden der großen Katastrophe einen verzweifelten Kampf führten,



sich in einer tödlichen neuen Welt zurechtzufinden, in welcher der Mensch nicht länger die beherrschende Gattung war. Sie begann, nachdem die eine Rasse der Menschen wiedergeboren wurde in den neuen Rassen von Menschen, Zwergen, Gnomen und Trollen – nachdem die Elfen wieder auftauchten. Sie begann in Paranor, wo der erste Druidenrat in dem verzweifelten Bemühen zusammentrat, die neue Welt vor der totalen Anarchie zu bewahren. Galaphile hatte vor Urzeiten den Rat zusammengerufen – Galaphile, der größte der Druiden. Hier nun wurden die geschichtlichen Überlieferungen der alten Welt in den Büchern der Druiden festgehalten, um allen kommenden Menschengenerationen erhalten zu bleiben. Hier erforschte man die Geheimnisse der alten Wissenschaften, mühte sich, aus Fragmenten ein Ganzes zu formen, nahm die Geheimnisse einiger weniger in den neuen Wissensschatz auf. Hunderte von Jahren lebten und arbeiteten die Druiden in Paranor, Weise einer neuen Welt, die bemüht waren, Zerstücktes wieder aufzubauen.

Doch ihre Anstrengungen schlugen fehl. Einer von ihnen wurde das Opfer von Ehrgeiz und unbedachter Ungeduld, ließ sich dazu verführen, mit magischen Kräften zu spielen, die so gewaltig und so böse waren, dass sie ihn am Ende verzehrten. Sein Name war Brona. Im ersten Krieg der Rassen führte er ein Heer von Menschen gegen die anderen Rassen, um auf diesem Weg die Herrschaft über die Vier Länder zu gewinnen. Die Druiden schlugen diesen Aufstand nieder und jagten ihn fort. Sie hielten ihn für tot. Doch fünfhundert Jahre später kehrte er zurück – nicht mehr als Brona, sondern als Hexenmeister. Er schloss die arglosen Druiden in ihre Burg ein und metzelte sie nieder – alle bis auf einen. Dieser eine war Brimen, Allanons Vater. Brimen schmiedete ein Zauberschwert und gab es dem Elfenkönig Jerle Shannara – einen Talisman, gegen den der Hexenmeister nichts auszurichten vermochte. Dieses Zauberschwert verhalf den Elfen

